

Besprechungen

Thinking about Provincialism in Thinking. Hrsg. von Krzysztof Brzechczyn und Katarzyna Paprzycka. (Poznań Studies in the Philosophy of the Sciences and the Humanities, Bd. 100.) Rodopi. Amsterdam – New York 2012. 291 S., Kt. ISBN 978-90-420-3630-7. (€ 64,-)

Die Frage nach dem Wesen und den Auswirkungen der Aufteilung in Zentrum und Peripherie hat im zurückliegenden Jahrzehnt Gelehrte vieler Disziplinen beschäftigt. Die vorliegende Aufsatzsammlung widmet sich dieser Frage mithilfe des Provinzialismusmodells des in Posen tätigen Philosophen Leszek Nowak (1943-2009) und wendet es in einer Reihe von Detailstudien an. Dabei werden vor allem wissenschaftshistorische Themen angesprochen, aber auch die Solidarność-Bewegung oder die gegenwärtige Stellung der Europa-Universität Viadrina, was es erlaubt, den Band auch in einer breit verstandenen Ostmitteleuropaforschung zu verorten.

Der Band beginnt mit drei Aufsätzen Nowaks in englischer Übersetzung, die einen Einblick in seine Theorien bieten sollen. Die Essays gehen der wichtigen Frage nach, wie in den Wissenschaften (aber auch darüber hinaus) Provinzialismus, d.h. die intellektuelle Atmosphäre peripherer bzw. sich als peripher wahrnehmender Regionen und Kulturen, zu konzipieren wäre. Dabei geht Nowak vom Paradigmendenken Thomas Kuhns aus und unterscheidet zwischen kreativer, korrigierender und anwendungsorientierter Forschung: Ein kreativer Forscher denkt über ein bestimmtes Paradigma hinaus, ein korrigierender Forscher kann eine Theorie hinterfragen, lässt aber ein Paradigma unberührt, der Forscher der dritten Kategorie dagegen wendet die Theorien auf neue Fragen an und passt sie eventuell der Empirie an, ohne sie zu hinterfragen. Dieser Zugang wird in den drei Aufsätzen näher ausgearbeitet. Ein Beitrag beschäftigt sich auf theoretischer Ebene mit der Einheit der Sozial- und Naturwissenschaften, ein anderer enthält unter dem Titel „The Structure of Provincial Thought“ Überlegungen zum Zustand der polnischen Philosophie und Literatur und ein dritter aus dem Jahr 1976 befasst sich mit Modellen der akademischen Ausbildung und stellt im Kontext des Bandes ein Plädoyer für die Förderung der Kreativität und Anarchie (im Sinne Paul Feyerabends) bei jungen Forschern dar.

Nowaks Modell resultierte aus seiner Erfahrung mit dem Provinzialismus in der polnischen Philosophie, die ersten drei Beiträge enthalten Überlegungen anderer Intellektueller zu dieser Frage. Jan Woleński bespricht die durchaus „kreative“ Lemberg-Warschauer Schule hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Internationalismus. Wenn es für deren Gründer Kazimierz Twardowski klar war, dass nur eine multizentrische Philosophie Sinn macht, so hat gerade das „Zentrum“, d.h. die „westeuropäische“ Philosophie, diese Forderung wenig beachtet – und wie Woleński zeigt, hat sich die Situation bis heute alles andere als verbessert. So wie der mit der Tradition der Romantik konfrontierte Twardowski hat der unter der Dominanz des „close-minded neo-idealism of Benedetto Croce“ (S. 87) im italienischen Geistesleben schreibende Antonio Gramsci ähnlich kosmopolitische Zugänge entwickelt, um diesen zu überwinden. Auch Witold Gombrowicz machte die Bezwingung der Peripherie zu einem zentralen Bestandteil seines Oeuvres. Mieszko Ciesielski zeigt allerdings nicht nur, wie der Schriftsteller die Provinz in einer durch Formen kontrollierten Welt beschrieb (Unterscheidung zwischen „formal human“, „inter-formal human“ und „meta-formal human“; S. 107 f.), sondern auch, was Gombrowicz vorschlug: „Witold Gombrowicz desired to make the Polish province a reflective one, which would outdo the naïve Western concept of autonomous and rational human, and which would simultaneously overcome the idea of communist idea of the social human being, propagated in the post-war Eastern-Europe“ (S. 118).

Zwei Autoren stellen Überlegungen zum Provinzialismus im Kontext der polnischen Geschichte an. Patryk Pleśkot analysiert die Kontakte zwischen der Annales-Schule und

polnischen Historikern und stellt eine Reihe von Ähnlichkeiten zwischen den Konzepten fest. Jedoch sieht er diese nicht als eine bloße Nachahmung des „Zentrums“ durch die „Provinz“, sondern erblickt darin vielmehr eine „methodologische Mimesis“, „independent arrival at similar historiographic conclusions [which results] from the ‚spirit of times‘“ (S. 150). Somit seien die Forschungen von Krzysztof Pomian zur Zeitwahrnehmung oder von Witold Kula zur Wirtschaftsgeschichte von einem ähnlichen Zeitgeist beeinflusst worden und hätten in derselben Gemeinschaft zirkuliert wie die ihrer französischen Kollegen. Krzysztof Brzechczyn bespricht Nowaks Überlegungen zur Solidarność-Bewegung und zur polnischen Politik nach 1989. Dabei verweist er darauf, dass der Posener Philosoph, selbst ein Oppositioneller, die fehlende intellektuelle Innovationskraft der Solidarność scharf verurteilt habe. Auch nach 1989, so Brzechczyn, lasse sich ein Denkprovinzialismus der neuen politischen Eliten feststellen, indem keine eigene Ideologie entwickelt worden sei und „the least controversial and the most common Western European ideology, i.e. neoliberalism [...] began to dominate the political discourse in Poland“ (S. 231).

Mehrere Forscher beschäftigen sich mit den Fragen der Peripherie in der Gegenwart. Cezary Kościelniak betrachtet aus dieser Perspektive die Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) und stellt fest, dass mit der Internationalisierung der Hochschullandschaft und mit dem Beitritt Polens zur Europäischen Union viele der besonderen Funktionen dieser deutsch-polnischen Hochschule obsolet geworden seien. Er identifiziert zwar mehrere Probleme, die solche peripher gewordenen und grenzübergreifenden Einrichtungen bewältigen müssten, sieht aber durchaus Chancen für eine zukünftige Spezialisierung und Profilierung. Max Urchs und Uwe Scheffler wiederum testen Nowaks Modell im Hinblick auf rezente, durch das Internet verursachte Kommunikationsveränderungen und konstatieren die Auflösung der Dominanz alter, sozioökonomisch verursachter Hierarchien. Dennoch wird ihrer Meinung nach die Reproduktion der Zentren unter den Bedingungen des Marktes noch lange Zeit die Paradigmenbildung bestimmen. Der Auffassung, dass sich die sozioökonomischen Strukturen auflösten, widerspricht Katarzyna Paprzycka, indem sie vorschlägt, für die Nowaks Modell zu Grunde liegenden Unterbaustrukturen auch die langfristige Dominanz der sog. „intellectual superpowers“, ökonomisch-intellektuelle Konglomerate wie etwa amerikanische Elite-Universitäten, zu berücksichtigen.

Weitere Artikel beschäftigen sich mit Einzelaspekten von Nowaks Provinzialismustheorie (Barbara Przybylska-Czajkowska und Waldemar Czajkowski mit Nowaks Kulturbegriff in Vergleich mit Immanuel Wallerstein), mit Wissenschaftsphilosophie (Wenceslao J. Gonzalez über Universalismus in den Wissenschaften) bzw. wenden seinen Zugang auf lateinamerikanische Philosophie (Adolfo Garcia de la Sienna und Leandro Rodriguez Medina) und Orientalismus in den Sozialwissenschaften an (Eliza Karczyńska).

Der in dem Band präsentierte und exemplifizierte Zugang zur Beschreibung des Provinzialismus stellt sicherlich eine willkommene Ergänzung zu den gegenwärtigen Debatten in der Wissenschafts- und Kulturgeschichte dar, die – nicht nur im Hinblick auf Osteuropa – soziale Hierarchien der Wissensproduktion und deren Auswirkungen zu beschreiben versuchen. Klar ist auch, dass Nowaks Dreiteilung der Forscherpersönlichkeiten ein sehr guter Ausgangspunkt ist, aber keine komplette Theorie darstellt. Gerade in dieser Hinsicht ist es sehr schade, dass die Hrsg. sein Modell nicht mit anderen vergleichen: Aus biografischer Sicht wäre etwa eine Gegenüberstellung mit Jurij Lotman durchaus lohnend, denn von einem geografisch ähnlich gelegenen Wirkungsort aus entwickelte der estnische Semiotiker ein Peripherien durchaus positiver darstellendes Modell; auch der Verweis auf Bruno Latours „centers of calculation“ böte sich an, insbesondere bei Paprzyckas „intellectual superpowers“.

Insgesamt stellt der Band aber ein durchaus gelungenes Werk dar, das reichlich Denkstoff bietet. Dass es in einer wissenschaftsphilosophischen Serie erscheint, könnte ein wenig in die Irre führen, denn der Zugang ließe sich weit über die Wissenschaftsphilosophie hinaus anwenden. Wenn sich in letzter Zeit die Versuche, eigene Provinzialität zu be-

stimmen, mehren, so könnte man dafür mit Nowak durchaus nicht ausschließlich die sozioökonomischen Abhängigkeiten verantwortlich machen, sondern vor allem die eigene psychologische Einstellung der selbsterklärten „Provinzler“, die Machtstrukturen nicht herausfordern zu wollen. Und spätestens hier würde man der – im wissenschaftlichen wie in öffentlichen Diskurs – peripheren Wissenschaftsphilosophie eine breitere Leserschaft wünschen.

Marburg

Jan Surman

Tomasz Kizwalter: Über die Modernität der Nation. Der Fall Polen. (Klio in Polen, Bd. 16.) fibre. Osnabrück 2013. 422 S. ISBN 978-3-938400-91-3. (€ 39,80.)

In der verdienstvollen Reihe *Klio in Polen*, mit der das Deutsche Historische Institut Warschau wichtige Werke der polnischen Geschichtswissenschaft in deutscher Übersetzung zugänglich macht, liegt nun Tomasz Kizwalter's Studie zu Nation und Nationalismus in Polen vor, die im Original im Jahre 1999 erschienen ist. In ihrer kurzen Einführung begründet Ruth Leiserowitz die Auswahl der Studie damit, dass sie „in zahlreiche innerpolnische Debatten und Diskurse kenntnisreich einführt“ und einen „wichtigen Beitrag zur vergleichenden Nationalismusforschung“ (S. 10) darstellt. Bereits an dieser Stelle sei allerdings, um falschen Erwartungen vorzubeugen, zweierlei signalisiert: Zum Ersten nimmt K. selbst keinen länderübergreifenden Vergleich vor, zum Zweiten ist seine Studie aufgrund ihres Gedankenreichtums zwar lesenswert, allerdings kaum als Einstiegslektüre anzusehen.

Im Auftaktkapitel zu Begriffen und Problemen macht K. deutlich, warum in den 1990er Jahren so viele Nationsforscher in Mittel- und Osteuropa den konzeptionellen Ansätzen Ernest Gellners, nicht aber Eric Hobsbawms folgten. Während der Nationalismus nach Hobsbawm als eine Art „social engineering“ politischer und meinungsbildender Eliten erscheint (S. 19), was frappierende Assoziationen an die Zeit vor 1989 weckt, steht Gellner für das Bestreben, im Nationalismus die „sozioökonomische und geschichtliche Bedingtheit eines oft als zeitlos und gleichsam natürlich empfundenen Phänomens“ (S. 22) zu erforschen. Damit wird nicht zwangsläufig einem Essentialismus das Wort geredet, vielmehr liegt der Schwerpunkt auf einer Kontextualisierung und Historisierung des Nationalismus.

Unter diesen Vorzeichen beginnt K. seine inhaltlichen Ausführungen mit der Epoche des Mittelalters. Dabei wendet er sich ausdrücklich gegen die These von der Entstehung europäischer Nationen im Mittelalter, wie sie etwa Benedykt Zientara im Auftaktband zu *Klio in Polen* vertreten hat.¹ Indem K. seinen Kollegen aus der Mediävistik mangelnde Quellenkritik und eine zu schmale Quellenbasis vorwirft sowie detailliert auf Inkonsistenzen in Begriffssprache und Argumentationslogik hinweist, wirkt dieses Kapitel zuweilen wie ein überlanger Rezensionessay. Im Kapitel zur Frühen Neuzeit bringt er dagegen zentrale Voraussetzungen für die Entwicklung moderner Nationsvorstellungen in Polen zur Sprache. K. erläutert einprägsam die gesellschaftliche Bedeutung der Schlachta, denn nur diese schuf „innerhalb ihrer Gruppe Bindungen, die ganz Polen-Litauen umfassten, während Bürgertum und Bauernschaft jeweils Konglomerate verschiedener lokaler Gemeinschaften waren“ (S. 73). Verstärkt wurde diese Konstellation durch den Sarmatismus, der „Ideologie“ der Schlachta im 17. Jh., die dem Adel eine andere ethnische Herkunft zuschrieb als dem einfachen Volk und die zugleich die sprachliche und kulturelle Polonisierung innerhalb des Adels beförderte.

In den folgenden Kapiteln wird die Leitfrage der Studie erkennbar: Wie viel von der Gedankenwelt des Sarmatismus und der Schlachta überlebte in den polnischen Nations-

¹ BENEDYKT ZIENTARA: Frühzeit der europäischen Nationen. Die Entstehung von Nationalbewusstsein im nachkarolingischen Europa, Osnabrück 1997.

vorstellungen des 19. Jh.? K. bürstet in erfrischender Weise viele gängige historische Interpretationen gegen den Strich und stellt bevorzugt solche Persönlichkeiten und Ereignisse vor, die von der polnischen Geschichtswissenschaft lange Zeit als „reaktionär“ oder marginal beurteilt wurden. Mit skeptischer Distanz zu den Vätern der Verfassung des 3. Mai 1791 und den Teilnehmern des Kościuszko-Aufstands 1794 („zu Lebzeiten errangen sie zwar nur halbe Erfolge, aber sie nahmen die Nachwelt für sich ein“, S. 135) verweist K. auf den verbreiteten „Pessimismus der Nachteilungszeit“ (S. 156), der konservative Haltungen begünstigt habe. So habe die monarchische Idee weiterhin große Zustimmung genossen und die Anpassung an die Teilungsmächte erleichtert. Vor allem in den östlichen Woiwodschaften hätten die Reformen der Aufklärungszeit als „Gefahr für die soziale Ordnung“ gegolten (S. 161), Sorge bereite ein Übergreifen des „Jakobinismus“ und des westlichen „Materialismus“ (S. 258) auf Polen, dafür waren slawophile Ideen, darunter auch die einer polnisch-russischen Verständigung, virulent.

Viel Raum widmet K. den Ansichten von Konservativen und Querdenkern wie Kajetan Koźmian, Józef Kalasanty Szaniawski oder Henryk Rzewuski. Für die Kritik an der Schlachta und ihrem sarmatischen Souveränitätsverständnis, wonach „weniger die Unabhängigkeit von anderen Staaten als vielmehr die Bewahrung freiheitlicher Institutionen und ständischer Privilegien“ bedeutsam gewesen sei (S. 185), steht in erster Linie Stanisław Staszic. Dagegen werden „klassische“ Heroen der polnischen Nationalbewegung wie Joachim Lelewel, Adam Mickiewicz oder Karol Libelt nur knapp oder gar nicht erwähnt. Zusammenfassend konstatiert K. trotz der Einflüsse Napoleons und des Novemberaufstands ein langes Nachwirken sarmatischer Haltungen und Mentalitäten. Erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jh. sei der „Adel nicht mehr als Essenz des Polentums angesehen“ worden (S. 327).

Diese neue Entwicklungsphase polnischer Nationsvorstellungen wird kürzer dargestellt. K. erörtert Jan Ludwik Popławskis Versuche, „die Bauernkultur ernsthaft als Gegenmodell zur ‚Adelsnation‘ darzustellen“ (S. 335), und konstatiert anhand der Schriften Roman Dmowskis, dass Ethnizität oder „Rasse“ im Denken der frühen Nationaldemokratie noch keine entscheidende Rolle gespielt hätte. Typisch gewesen sei vielmehr der stete Wechsel zwischen ethnischen und historischen Begründungen der polnischen Nation. Vor diesem Hintergrund kommt K. zu dem Schluss, dass der Antisemitismus zwar bei den Nationaldemokraten bedeutsam, aber insgesamt „kein Schlüsselfaktor für die Entstehung des polnischen Nationalismus“ (S. 379) gewesen sei. Diese These ist angesichts der sich seit Jahren dynamisch entwickelnden Forschungen zu den polnisch-jüdischen Beziehungen mit Sicherheit nicht das letzte Wort in der Debatte. Ebenfalls nur in wenigen Sätzen ausgeführt wird die These, dass auch der Katholizismus keine zentrale Bedeutung für den polnischen Nationalismus gehabt habe. Hier zeigt sich, dass das methodische Vorgehen der Studie Einschränkungen mit sich bringt: Ganz in der Tradition der politischen Ideengeschichte kommen ausschließlich Publizisten und Literaten zu Wort, sodass Nationsvorstellungen als ein Elitendiskurs erscheinen, der ohne näheren Bezug zu politischen, gesellschaftlichen oder religiösen Praktiken auskommt. Die Studie schließt mit der Wende zum 20. Jh. Diese Zäsur begründet der Vf. damit, dass nun die Nationsvorstellungen „eindeutig modernen Charakter“ besessen hätten (S. 385). Der Titel der Studie „Über die Modernität der Nation“ signalisiert demnach den Zielpunkt einer Entwicklung. Was daraus zu folgern ist, wird aber nicht klar, denn K. erläutert das von ihm verwendete Konzept von Moderne oder Modernität nicht.

Mit seiner Leitfrage und seinem inhaltlichen Schwerpunkt gibt K. aber dennoch ein geschichtspolitisches Statement ab: Es geht um die Neubewertung und Rehabilitierung des Konservatismus, der Schlachta und des Sarmatismus in der polnischen Geschichte. Dies ist im Sinne pluralistischer Forschung legitim, und K. kann eine ganze Reihe von originellen Zitaten und Gedankengängen präsentieren. Geschrieben ist die Studie in erster Linie für ein polnisches wissenschaftliches Publikum; sie setzt viel Vorwissen zur Geschichte und literarischen Kultur Polens voraus. Diese grundsätzliche Anlage der Studie bleibt auch

nach der sehr guten Übersetzung von Bernhard Hartmann und der Einfügung redaktioneller Anmerkungen bestehen.

Braunschweig

Stephanie Zloch

Monarchische und adlige Sakralstiftungen im mittelalterlichen Polen. Hrsg. von Eduard Mühle. (Stiftungsgeschichten, Bd. 9.) Akademie-Verl. Berlin 2013. 556 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-05-005926-6. (€ 69,80.)

Der vorliegende Sammelband beinhaltet neben der umfangreichen Einleitung 15 Beiträge, deren Entstehung bis ins Jahr 1989 zurückreicht, und umfasst Auszüge aus Monografien, teil- oder neubearbeitete Aufsätze sowie einen Ausschnitt aus einer bisher unveröffentlichten Dissertation. Den ausgewählten Beiträgen ist gemein, dass sie einschließlich der inzwischen als Standardwerk zur polnischen Stiftungsgeschichte geltenden Studie¹ zum *Princeps fundator* von Roman Michałowski bisher nicht in deutscher Sprache erschienen sind. Zwar stellt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit mittelalterlichen monarchischen Stiftungen in Polen kein vollkommen unbearbeitetes Feld dar, doch stehen die Forschungen diesbezüglich erst am Anfang. Treffend charakterisiert Eduard Mühle in seinem als Einleitung konzipierten Beitrag den Stand der deutschen Memoriaforschung, der er konsequent die polnische Erforschung monarchischer und adeliger Sakralstiftungen vom 10. bis zur Mitte des 14. Jh. gegenüberstellt. Ein mehrseitiger Anhang, der Klostergründungen im piastischen Polen aufschlüsselt und durch umfangreiches Kartenmaterial visualisiert, rundet den Beitrag ab.

Der diesem Band richtunggebende Aufsatz Michałowskis, der mehrere bearbeitete Kapitel seiner bereits erwähnten Studie enthält, umreißt gleich mehrere für die deutsche Forschung interessante Gebiete. Die von den Ottonen aus Gründen der Herrschaftssicherung gesuchte symbolische Nähe zu Karl dem Großen und der damit verbundene Ausbau Aachens, das über alle Zentren des Reiches erhoben werden sollte, lässt sich in der Umgestaltung Krakaus durch die frühen Piasten wiedererkennen. Michałowski spricht hierbei von einer gezielten Replik, die sich eben insbesondere an der Sakraltopografie Krakaus ablesen lasse. Wie Otto III. versuchten auch die ersten Piasten einen Adalberts-Kult zu installieren. Die übrigen Patrozinien (St. Maria und St. Nikolaus) finden sich in derselben räumlichen Anordnung wie in Aachen. Das Phänomen, dass die topografische Wiederholung der Patrozinien von Herrschaftszentren eine Art Imitation der Herrscher bedeutete, war laut M. auch andernorts bewährte Praxis. Daneben behandelt der Autor die Stiftungsgeschichte der Benediktinerabtei Tyniec und des Kollegiatstifts zum Heiligen Kreuz in Breslau. Die Gründung der Abtei Tyniec, die mit den Krönungsfeierlichkeiten Bolesławs II. korrelierte, muss laut des Vf. als Teilhabe des polnischen Königs am Bau des Reiches Christi verstanden werden. Auch die Gründung des Kollegs in Breslau durch Heinrich den Gerechten sei mit der Hoffnung gehobenen Prestiges verbunden gewesen. Als Motive für die Stiftungen der ersten Piasten benennt M. die Versicherung göttlicher Gnade und die Festigung bzw. Begründung von Macht; zur Umsetzung politischer Ziele waren monarchische Stiftungen „fester Bestandteil der politischen Kultur des piastischen Polen“ (S. 107). In ähnlicher Weise untersucht Grzegorz Pac den Einfluss bayerischer und sächsischer Vorbilder auf die Gründung piastischer und přemyslidischer Frauenkonvente. Neben einem kurzen Abriss der generellen Entwicklung des Frauenmonastizismus hebt er die familiären Verbindungen der Přemysliden zu den Piasten hervor, die eine nicht unerhebliche Rolle bei der Christianisierung Polens gespielt haben. Ab einem gewissen Punkt koppelte

¹ ROMAN MICHAŁOWSKI: *Princeps fundator. Studium z dziejów kultury politycznej w Polsce X-XIII wieku* [Princeps fundator. Eine Studie zur politischen Kultur im Polen des 10.-13. Jh.], Warszawa 1989.

sich die Entwicklung der Frauenkonvente in den beiden Ländern von der Entwicklung im übrigen Europa ab, was P. mit dem andersartigen Ablauf der Christianisierung in Polen und Böhmen erklärt.

Während Szymon Wieczorek die Schenkungen Bolesławs III. Schiefmund und seiner Witwe Salomea v. Berg an die Benediktinerabtei Zwiefalten in den 1130er-40er Jahren untersucht und die Verbundenheit des piastischen Herzogs mit der Abtei vor allem mit dem Geschlecht seiner Frau, welches das Kloster schon seit mehreren Generationen alimentierte, und der „gewissen Popularität“ (S. 154) des Klosters in den angrenzenden slawischen Ländern erklärt, eröffnet Krzysztof Skwierczyński einen Komplex innerhalb des Bandes, der den Einfluss der piastischen Herrscher auf die Stiftungstätigkeit der ihnen untergeordneten Großen beleuchtet. Die Stiftertätigkeit der Großen, welche sich als *Imitatio regni* äußerte, offenbart einige interessante Details der polnischen Stiftergeschichte: Die Großen Polens versuchten, indem sie die Stiftungstätigkeit ihrer Herzöge imitierten, einen möglichst guten Ausgangspunkt für einen möglichen Anlauf auf die Herzogswürde einzunehmen. Dessen ungeachtet war vor aller Rivalität die Sorge um das eigene Seelenheil und eine angemessene Memoria das Hauptmotiv solcher Stiftungen. Flankiert wird der Beitrag von S. von den Ausführungen Józef Doboszs, der die Stiftungen Bolesławs III. denen seiner Großen gegenüberstellt. Dabei handelte es sich u.a. um die Włostowicen, denen Dariusz Karczewski seinen Beitrag widmet, in dem adlige Stiftergemeinschaften behandelt werden. Im Vergleich zu Michałowskis Interesse an den monarchischen Stiftungen widmet sich der Beitragende „privaten Stiftungen“ (S. 270). Halina Manikowska beleuchtet am Beispiel der Włostowicen und der schlesischen Piasten das Stiften von Kirchengut in Breslau. Wie auch schon in anderen Beiträgen dargestellt, wurden Kirchen- und Klosterstiftungen als politische Instrumente der Herrschaftssicherung benutzt. Ein weiteres Familienmitglied der Włostowicen, Jaxa, steht im Mittelpunkt der Betrachtungen von Jerzy Rajman. Jaxa verpflichtete sich 1162 am Ziel seiner Pilgerreise in Jerusalem, in seiner Heimat eine Heilig-Grab-Kirche zu errichten. Außerdem werden ihm zwei Klostergründungen zugeschrieben.

Leszek Wetesko und Tomasz Ginter lenken den Fokus des Bandes von den Großen Polens zurück auf die Piasten. In den beiden Aufsätzen steht das Wirken Mieszkos III. des Alten im Zentrum. Während W. jedoch die von Mieszko III. gestiftete äußerst kunstvolle Bronzetür der Gnesener Kathedrale und die Stiftung liturgischer Geräte in dessen letztem Lebensabschnitt nach dem Verlust der Alleinherrschaft in den Mittelpunkt stellt, geht G. der Begründung des Zisterzienserklosters Łąd und der politischen Bedeutung der Stiftungen Mieszkos III. nach. Eine weitere Klostergründung behandelt Andrzej Plezzyński: Die Geschichte des Klarissenklosters in Zawichost, das im 13. Jh. nur kurzen Bestand hatte, wird ebenso beleuchtet wie seine Bedeutung als erster Konvent der Hl. Klara auf polnischem Boden. In der Wahl der Patrozinien der Klosterkirche (Hl. Franziskus und Hl. Elisabeth) werden sowohl die Verbindung nach Assisi als auch die familiären Beziehungen des Stifters deutlich, war doch die Hl. Elisabeth Schwägerin der eingangs schon erwähnten Salomea v. Berg, der Frau des Stifters Bolesław III. Schiefmund.

Den abschließenden Komplex des Bandes bilden vier Beiträge, die sich dem Wirken der schlesischen Piasten widmen: Marcin Rafał Pauk bewertet deren Stiftungsprogramm im europäischen Kontext, während Przemysław Wiszewski die Stiftungen von Frauenklöstern durch die piastischen Herzöge beschreibt. Joanna Banik und Dagmara Adamska beschäftigen sich beide mit ritterlichen Stiftungen. B. richtet ihren Fokus auf das Wirken der Herren von Pogarell, während A. die Begründung des Benediktinerinnenklosters in Liebenthal durch das gleichnamige Geschlecht untersucht.

Nachdem die Bände 4, 5 und 6 der *Stiftungsgeschichten*² den Blickwinkel der Reihe vom Reich weg auf byzantinische Quellen und die Erforschung islamischer Stiftungen gerichtet haben, liegt nun der fünfte in diesem Rahmen erschienene Sammelband vor. Die Breite der hier dargelegten Forschungen der letzten 20 Jahre zur Stiftungsgeschichte ermöglicht einen tiefen Einblick in die Stiftungstätigkeit des polnischen Adels und seiner Monarchen im Hoch- und Spätmittelalter und offenbart viele Parallelen, aber auch Unterschiede zum Reich. Daneben wird aber auch deutlich, dass die vom Hrsg. angeregte Methodendiskussion (S. 11, Anm. 22) von einem Teil der Autoren für unnötig erachtet wird: Auf das frühe Stadium der polnischen Forschung angesprochen, entgegnet Józef Dobosz, dass „es hier keiner terminologischen und historischrechtlichen Diskussionen [bedürfe], sondern nur einer Stärkung der Erforschung der monarchischen Stiftungen“ (S. 202). Als Einstieg in die Forschungsdiskussion zur polnischen Stiftungsgeschichte wird der besprochene Band eine wertvolle Hilfe sein.

Dresden

Emanuel Priebst

² MICHAEL BORGOLTE (Hrsg.): *Stiftungen in Christentum, Judentum und Islam vor der Moderne. Auf der Suche nach ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden in religiösen Grundlagen, praktischen Zwecken und historischen Transformationen*, Berlin 2005; ASTRID MEIER, JOHANNES PAHLITZSCH u.a. (Hrsg.): *Islamische Stiftungen zwischen juristischer Norm und sozialer Praxis*, Berlin 2009; TIM GEELHAAR, JOHN THOMAS: *Stiftung und Staat im Mittelalter. Eine byzantinisch-lateineuropäische Quellenanthologie in komparatistischer Perspektive*, Berlin 2011.

Schwertmission. Gewalt und Christianisierung im Mittelalter. Hrsg. von Hermann Kamp und Martin Kroker. Schöningh. Paderborn u.a. 2013. 212 S., Kt. ISBN 978-3-506-77297-8. (€ 25,60.)

When the process of crusading began to be examined intensively in the historiography of the 19th c., a fundamental problem was encountered: what was the relationship between crusading and the Christian missions, and between the coercion used in the missions and peaceful missions? While raising these questions in a pluralistic historiography of crusading, attention is paid to the location (geographical factor), time (chronological factor) and motives (ideological factor). The ideological factor of the crusading movement is the most interesting and the most problematic for researchers. The volume under review here was published on the basis of reports made during the scientific conference “The Missions of the Sword” held in Paderborn in February of 2013. The conference was organized by the Institut zur interdisziplinären Erforschung des Mittelalters der Universität Paderborn and the Museum in der Kaiserpfalz des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

The collection consists of the concise introduction by Hermann Kamp and eight scientific studies; each article is supplemented by a map with the geographical names mentioned in it. The works form a whole entitled the “Missions of the Sword” (Schwertmission) as they attempt to precisely analyze the main issue: why and how the contradiction between the theory of missions (peaceful preaching) as declared by the Church and the practice of the missions (coercive missions) arose. Kamp shows three attitudes towards coercion: as a factor helping to stabilize the state (“Mission als Form der Herrschaftsstabilisierung”), as a means of justifying violence (“Die Rechtfertigung der Gewalt zu Missionszwecken”) and as the action of religious piety, where coercion is understood to be the shedding of blood in God’s name (“Blutvergießen im Namen Gottes”). Referring to the last case we encounter a certain religious experience where violence is understood as an offering to God (as described in the article by the Danish researcher Kurt Villads Jensen).

The first article by Matthias Becher deals with the submission of the Saxons and Christianization in the Time of Charlemagne. It is clear that the Saxons were political ob-

jects, not independent subjects who were making their own decisions about baptism. One such example, as Felix Biermann reveals in his article, was Piast Poland at the end of the 10th c. and in the 11th c. For this reason, the coercion used by Charlemagne towards the Saxons, and the coercion exercised by the first Piasts towards their subordinates differed in social and political aspects.

Taken from the same section, an article by Matthias Hardt on the Christianization of Sorbs, Elbian and Eastern Slavs in Ottonian-Salian times, transports us to the region of Polabian Slavs of the 10th-11th c. Hardt shows that the centres of dioceses and churches were most often established in the centre of Polabian Slavonic lands, conquered by the Saxons. It is therefore obvious that the similar process which took place in the Polabian Slavonic lands in Ottonian-Salian times was noticed in other neighbouring lands – in Bohemia, Poland, Denmark, Norway, and Sweden. There the “spotted” Christianization was noticed first, which, as Hardt concludes, had not been reduced to the level of the ruler’s subordinates or the level of the subordinates of the nobility. It is important also that in the above mentioned lands, the first churches were also established in military-administrative centres – Biermann’s article on the first state of Piast is a good illustration of that, too.

The above mentioned idea that the model of the conquest of Polabian Slavs was later used by the German Order in conquering Prussian tribes should be recognized. Jürgen Sarnowsky writes about that very subject. On the other hand, it has been noticed in historiography that German Order might have possibly “brought” that model of conquest from the Holy Land, where it was created. Before and after the collapse of the Kingdom of Jerusalem in the 13th c., Christians had been trying to keep the most important military-administrative-trade centres, and where circumstances allowed, there was much effort to occupy other fortifications. These particular centres established in the lands of Polabian Slavs and Prussia primarily performed military-administrative functions. That is proved by the fact that in Prussian lands, the Teutonic order established Komturien but not Bailiwicks (Balleien), as was done in other European lands.

The second section of the collection consists of articles analyzing the justification for the coercion for the purposes of the missions. Here we encounter the theological and judicial justification for coercion, and the justification for crusading as the form of coercion. David Crispin in his article tries to determine the relationship between the crusades and missions in the Holy Land. It may be possible to agree with his conclusion that the peaceful missions in the Holy Land were secondary (the most important aim was to get back what belonged to the Christians, i.e. the Holy Land).

The article by Kamp on the Wendish Crusade should be also designated to the second section. He tries to establish the grounds behind the opinion that the first attempt to connect the idea of crusading to the Wendish conversion occurred during the Wendish Crusade. According to Kamp, Bernard of Clairveaux had in mind the struggle before conversion (with the aim of reaching conversion), rather than the fight for conversion: “Für Bernhard geht es um ein Kämpfen bis zur Bekehrung, nicht um ein Kämpfen, um zu bekehren” (p. 132). This idea is supported by Jensen in his article. While assessing the words of Bernard and their interpretation in modern historiography, the question arises as to what conversion he had in mind if there was an attempt to physically destroy pagans. It is important to emphasize that Bernard, while actively preaching in the Southern regions of France at the time that the Cathar heresy was being spread (in 1145, just a couple of years before the Wendish Crusade), did not raise any questions about the alternative of “death or baptism”. The alternative is also not mentioned in another equally renowned article dedicated to the Templars *De laude novae militiae*, dated between 1128 and 1136 (we can witness a clear struggle against the Muslims, but not the above-mentioned alternative). The article *Deconsideratione*, written most probably just after the Wendish crusade, once again expresses the idea of peaceful evangelization. These facts confirm that to see only the physical destruction of pagans in Bernard’s alternative would not be correct.

Katrin Bourrée, in her article on the conflict between the German Order and Poland-Lithuania in 1386, refers to the part of the Order's *Ältere Hochmeisterchronik* in which there was mention of the presumably not real baptism of the Great Duke of Lithuania and the Polish king Jagiełło (Jogaila) and the people making up his entourage (even including Duke Vytautas). There is no doubt that the image of Jagiełło created by the German Order was used to justify the war directed against the Polish-Lithuanian state, suggesting that Jagiełło, in the eyes of the Order, remained pagan. On the other hand, it is noticeable that the majority of monarch converts of Middle Europe were not able to avoid a certain negative image. This also happened with the Polish Duke Boleslaw the Brave, the first king of Hungary Steven and many other rulers.

The third section is most vividly represented by Jensen's article that deals with the coercion and missions of Danish origin in the East Baltic area in the 12th-13th c. The author, basing his knowledge on the chronicles of Saxo Grammaticus and Henry of Livonia, is trying to find out how revenge, which gives birth to coercion, turned into saint zeal and saint revenge. Since crusading, according to the author, was *imitation Christi*, then it was not surprising that in the rhetoric of the Medieval Ages, crusaders were depicted as martyrs, struggling for God and the Christian religion and receiving the salvation of the soul in return (p. 155). Thus violence, robbing and war were perceived as being a sacrifice for God.

Thus, the presented collection of articles is important for further discussions on coercion and crusading, and for the analysis of the problem of coercion in Christian missions. On the other hand, the discussed articles show how multifaceted and complicated the problem of ideological foundation of coercive missions and crusading is.

Klaipėda

Marius Ščavinskas

Landscapes and Societies in Medieval Europe East of the Elbe. Interactions Between Environmental Settings and Cultural Transformations. Hrsg. von Sunhild Kleingärtner, Timothy P. Newfield, Sébastien Rossignol und Donat Wehner. (Papers in Mediaeval Studies, Bd. 23.) Pontifical Institute of Mediaeval Studies. Toronto 2013. 406 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-0-88844-823-1. (€ 80,-)

Die interdisziplinäre Arbeitsgruppe „Gentes trans Albiam – Europa östlich der Elbe im Mittelalter“ stellt in diesem ansprechend gestalteten Sammelband – der vierten Publikation, die seit 2009 aus der Arbeitsgruppe hervorgegangen ist – die Beiträge einer internationalen Konferenz vor, die im März 2010 an der York University in Toronto stattfand. Fünfzehn Beiträge, umrahmt von einleitenden sowie resümierenden Ausführungen der Hrsg., widmen sich den Wechselwirkungen zwischen sozialen und naturräumlichen Gegebenheiten im mittelalterlichen Osteuropa. „Human societies do not exist in a vacuum, but are everywhere shaped by the physical geography and climate they inhabit, as well as the animal and plant life with which they coexist. The natural environment, at the same time, is gradually transformed in the course of decades and centuries under the influence of human activity“ (S. 3 f.).

Auffällig ist dabei, wie breit der Band in zeitlicher, räumlicher und methodischer Hinsicht angelegt ist. Von der Spätantike bis ins Spätmittelalter, von der Elbe bis nach Livland, Staraja Ladoga und Ungarn spannen die Autorinnen und Autoren einen breiten Bogen. Neben klassisch mediävistischen Untersuchungen von Textquellen sind vor allem Archäologie und Siedlungsgeschichte prominent vertreten. Dabei werden auch Relevanz und Aussagekraft eher ungewöhnlicher Teildisziplinen demonstriert, wie etwa der Archäozoologie, der historischen Epizootiologie (Erforschung von Tierseuchen), der Archäobotanik, der Palynologie bzw. Pollenanalyse oder der Unterwasserarchäologie. Dass solche innovativen und für viele Mediävistinnen und Mediävisten wenig bekannten Ansätze einem breiteren Fachpublikum vorgestellt und auch Nicht-Spezialisten zugänglich gemacht werden, kann dem Sammelband als großes Verdienst angerechnet werden.

Allerdings macht es die methodische Vielseitigkeit umso schwerer, einen inhaltlichen roten Faden zu finden, der die einzelnen Beiträge zu einem aussagekräftigen Ganzen verbindet. Hrsg. Sébastien R o s s i g n o l ist sich dieses Problems bewusst, wenn er die einzelnen Detailstudien als „vignettes of particular times and places“ charakterisiert, „that, one could argue, are somewhat arbitrary“ (S. 379). Insbesondere der zentrale Terminus „landscape“ wird in einigen Beiträgen stark strapaziert. Ob begriffliche Konstruktionen wie „communication landscapes“ (S. 139) oder „landscapes of disease“ (S. 90) neue Zugänge zum Thema eröffnen oder lediglich Versuche darstellen, die Berücksichtigung der jeweiligen Beiträge in einem Sammelband, der das Wort „landscape“ im Titel führt, zu rechtfertigen, sei dahingestellt.

Als übergeordnetes Thema des Bandes definieren die Hrsg. einleitend die Wahrnehmung, Erfahrung und Transformation historischer Landschaften („how historical landscapes have been perceived, experienced and transformed“, S. 6). Von jenen drei Aspekten steht aber lediglich der letzte tatsächlich im Mittelpunkt der Beiträge. Veränderungen und Transformationen des Naturraumes bzw. des menschlichen Umgangs mit landschaftlichen Gegebenheiten werden in den Detailstudien zu Landnutzung, Siedlungsgeschichte und vergleichbaren Fragestellungen ausführlich thematisiert. Die anderen beiden Faktoren – Wahrnehmung und Erfahrung – kommen hingegen kaum zur Sprache. In den meisten Beiträgen wird der Schlüsselbegriff „landscape“ auf die physischen Rahmenbedingungen (Geografie, Ressourcen, Flora, Fauna etc.) reduziert, innerhalb derer die Menschen agieren und die sich durch ihr Handeln schrittweise verändern. „Landscape“ als kulturelles Artefakt, als der von Individuen und Gesellschaften wahrgenommene, erlebte und mit Bedeutung versehene Raum, wird – ungeachtet der Ankündigung der Hrsg. – nur in einigen wenigen Untersuchungen thematisiert.

Hervorzuheben wäre etwa die exzellente Detailstudie von Piotr G ó r e c k i, der anhand einer schlesischen Zisterzienserchronik, des *Liber Foundationis* des Klosters Henryków (Heinrichau), demonstriert, welche Konnotationen die naturräumlichen Gegebenheiten aus Sicht der Chronisten besaßen und wie die Landschaft in Sinnzusammenhänge, die sich aus dem christlich-monastischen Kontext ergaben, eingebunden wurde. Auch Martin G r a v e l, der in Hinblick auf die Karolingerzeit die Diskrepanz zwischen der historischen Wahrnehmung von Entfernungen und einem modernen Verständnis von messbaren, faktischen geografischen Distanzen anspricht, ist sich der kulturellen Bedingtheit von „landscape“ bewusst.

Derartige Zugänge bleiben die Ausnahme. Der Sammelband bietet zwar innovative methodische Ansätze und reichhaltiges Material zur Landnutzung im mittelalterlichen Europa östlich der Elbe, das sich als Grundlage zukünftiger umwelt- und siedlungsgeschichtlicher Studien anbietet. Dem von den Hrsg. angekündigten Dreischritt von Wahrnehmung, Erfahrung und Transformation der Landschaft werden aber die wenigsten Beiträge gerecht.

Wien

Stefan Donecker

Wallfahrer aus dem Osten. Mittelalterliche Pilgerzeichen zwischen Ostsee, Donau und Seine. Beiträge der Tagung Perspektiven der europäischen Pilgerzeichenforschung 21. bis 24. April 2010 in Prag, veranstaltet vom Kunstgewerbemuseum in Prag in Zusammenarbeit mit Kunstgewerbemuseum der Staatlichen Museen zu Berlin, Fakultät der Letteren, Radboud Universiteit Nijmegen, Zentrum für Mediävistische Studien der AW der Tschechischen Republik und der Karlsuniversität. Hrsg. von Hartmut K ü h n e, Lothar L a m b a c h e r und Jan H r d i n a. (Europäische Wallfahrtsstudien, Bd. 10.) Lang. Frankfurt am Main 2013. 511 S. ISBN 978-3-631-62147-9. (€ 79,95.)

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis einer Konferenz namhafter Spezialisten aus den Niederlanden, Polen, der Tschechischen Republik, England und Deutschland, die im Frühjahr 2010 zu einem „Familientreffen der europäischen Pilgerzeichenforschung“ (S. 11) in Prag zusammengelassen sind. Intention war es, eine 2006 in Berlin neu in

Gang gesetzte Debatte über Pilgerzeichen fortzuführen und damit wiederum an die langjährige Grundlagenforschung Kurt Kösters anzuknüpfen und ein von ihm initiiertes Forschungsnetzwerk zu aktualisieren. Auch die materielle Basis wurde einst von Köster gelegt, der eine Datenbank mit mehreren Tausend Bildzeichen vom 11. bis zum beginnenden 16. Jh. anlegte, die nach seinem Tod 1986 in den Bestand des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg übergang und zum Ausgangspunkt einer zunächst an der Humboldt-Universität und seit 2009 am Berliner Kunstgewerbemuseum angesiedelten, im Internet frei zugänglichen online-Datenbank geworden ist (www.pilgerzeichen.de).

Die interdisziplinär von Fachleuten aus Museen und Universitäten getragene Prager Tagung nahm hauptsächlich ostmitteleuropäische Räume in den Blick, wobei neben Vorträgen zu verschiedenen Themen vor allem auch bedeutende Sammlungen im Prager Kunstgewerbemuseum im Zentrum der Diskussionen standen. Drei inhaltliche Schwerpunktbereiche der Tagung gliedern auch den Band, in welchem zunächst regional gebündelt Pilgerzeichen, ihre Funde und ihre Erforschung für das südliche Baltikum und für den Alpen-Donau-Raum thematisiert sowie in einem dritten Abschnitt die Prager Kollektionen sowie Sammlungen französischer Pilgerzeichen in den Blick genommen werden. In einer einleitenden Skizze „Museale Grundlagen, Stand und Perspektiven des ‚Berliner Pilgerzeichenprojekts‘“ gibt Lothar Lambacher, der Kurator der Mittelalter-Sammlungen im Berliner Kunstgewerbemuseum, zudem einen Überblick über Aufbau und Verluste der Berliner Bestände, die bis in die 1880er Jahre zurückreichen.

Der Band bietet insgesamt eine große Bandbreite an regionalen Schwerpunkten wie auch an Fragestellungen und Herangehensweisen und gibt alles in allem einen instruktiven Einblick in die Varianz der Funde und ihrer Bildprogramme sowie auch in den aktuellen Forschungsstand. Neben regional verorteten Einzelfunden, etwa von der baltischen Küste (Marian Rębkowski), aus Mecklenburg-Vorpommern (Jörg Ansoerge), aus Stralsund (Renate Samariter), Österreich (Robert Baier u.a.) und Troppau (Jan Hrdina u.a.) sowie Nordeuropa (Willy Piron), werden Überlieferungskontexte thematisiert, so z.B. Pilgerzeichen auf Glocken in Hinterpommern (Marcin Majewski) und in Brandenburg (Cornelia und Rainer Oefelein) oder aber eingenäht und gemalt in Büchern habsburgischer Herrscher im ausgehenden 15. Jh. (Hanneke van Asperen). Dabei werden von den Beiträgern sowohl größere Datenmengen aufbereitet und teilweise katalogartig präsentiert als auch Einzelfunde, wie ein römisches Pilgerzeichen mit dem Bild des Pantheon und der dortigen Marienikone, im Kontext der Überlieferung und der Wallfahrtspraxis beleuchtet (Holger Grönwald). Neben der damit geleisteten Grundlagenforschung der Materialerschließung werden Thesen der Forschung aufgegriffen und diskutiert, wobei Fragen der Überlieferungsweise und damit zusammenhängend der grundsätzlichen Bedeutung und Aussagekraft von Pilgerzeichen aufgeworfen werden. So finden sich beispielsweise an der baltischen Küste zahlreiche Pilgerzeichen im Wasser, wofür zunächst ganz unterschiedliche Erklärungsversuche formuliert werden können, was darüber hinaus aber auch die Frage nach sich zieht, welche Relevanz den anonym überlieferten Pilgerzeichen im Rahmen einer Wallfahrt und als Beweis für eine tatsächlich abgeleitete Buße für individuelle Verfehlungen denn überhaupt zugesprochen werden kann (Rębkowski). Motive und Anlässe sowie Modalitäten und konkrete Zielorte der Wallfahrten lassen sich aber freilich auch aus weiteren Quellenarten erschließen, aus Testamenten oder Rechnungen etwa (Beata Majewski für Danzig, Christian Speer für Görlitz, Hartmut Kühne für Thüringen).

Diskutieren die meisten Beiträge verschiedene Aspekte der Frömmigkeitspraxis und des Wallfahrtswesens, wobei neben den zentralen Wallfahrtsorten des frühen und hohen Mittelalters wie Rom oder Santiago de Compostella für Böhmen in der Zeit der Herrschaft der Luxemburger im 14. Jh. vor allem Aachen als zentraler Wallfahrtsort hinzukam, so gehen die thematischen Bezüge des Bandes doch weit über die frommen Devotionalien hinaus. Die Prager Pilgerzeichenkollektion umfasst vielmehr eine weitere französische Sammlung von profanen Abzeichen in Form von Kronen (Carina Brumme) sowie mit

klar erotischen Bildprogrammen, die in der Forschung unterschiedlich bewertet werden. Sie werden als apotropäische Gegenstände oder als Parodie und Objekte des Komischen sowie als Liebesgaben interpretiert und im Rahmen der Kommunikation zwischen den Geschlechtern verortet (Jos K o l d e w e i j, Christopher R e t s c h).

Der Sammelband enthält zahlreiche Abbildungen und Anhänge mit der Zusammenstellung des regional gebündelten Materials sowie Register über Herkunftsorte, Fundorte und Ikonografie und gibt darüber hinaus einen guten Einblick in die Varianz und Problematik einer spezifischen materiellen Seite mittelalterlicher Frömmigkeitspraxis und Sachkultur.

Duisburg – Essen

Amalie Föbel

Macht und Spiegel der Macht. Herrschaft in Europa im 12. und 13. Jahrhundert vor dem Hintergrund der Chronistik. Hrsg. von Norbert Kersken und Grischa Vercamer. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 27.) Harrassowitz. Wiesbaden 2013. 491 S. ISBN 978-3-447-06886-4. (€ 64,-)

Der vorliegende Tagungsband, der neben Herrschaft und Herrschaftsbeschreibung zugleich das Verhältnis von konkreter politischer Herrschaft und Historiografie im Hochmittelalter (12. und 13. Jh.) näher untersuchen will, ist das Ergebnis einer vom Deutschen Historischen Institut Warschau 2011 veranstalteten Konferenz. Hervorzuheben ist der länderübergreifende Ansatz, der hier Räume vom Reich, Dänemark, England, Frankreich, Polen, Böhmen, Ungarn, Byzanz bis zum Königreich Jerusalem überspannt. Eingeleitet wird der Band von Grischa Vercamer, der die Oberbegriffe der Konferenz „Macht“ und „Herrschaft“, das Verhältnis der mittelalterlichen Geschichtsschreibung zur Herrschaft und die Spiegelmetapher reflektiert und nach Parallelen sowie Unterschieden in den hochmittelalterlichen Regionen Europas fragt.

Unter der grundsätzlichen Fragestellung nach Macht, Geschichtsschreibung und Legitimation befasst sich Joachim Ehlers mit Macht im Kontext der historiografischen Literatur im lateinischen Europa des Mittelalters, wobei er die schwierige Frage der Vergleichbarkeit der Chroniken und Chronisten exemplarisch vertieft. Norbert Kersken konzentriert sich in seinem Überblick auf das Verhältnis von Macht und Geschichtsschreibung in Chroniken vom 7. bis zum 11. Jh. Hans-Werner Goetz thematisiert die Legitimation und Delegitimation von Herrschaft durch historische Argumentation in der Geschichtsschreibung. Mit Gesetz, Gerechtigkeit und Königtum befassen sich Mia Münster-Swendsen und Thomas Foerster für Dänemark. Björn Weiler und Alheydis Plassmann beschäftigen sich mit Machtstrukturen, -vorstellungen und -bedingungen am Beispiel Englands. Georg Jostklegrewe und Julian Führer weiten den Blick auf Frankreich, wobei politische Kommunikation sowie die Chroniken von Suger von Saint-Denis und Guillaume de Nangis im Mittelpunkt stehen. Julia Becker widmet sich Gaufrédus Malaterra sowie Hugo Falcandus. Claudia Garnier und Heinz Krieg rücken die Staufer in den Fokus. Małgorzata Dąbrowska und Ralph-Johannes Lilie blicken in ihren Beiträgen nach Byzanz. Der Band wird beschlossen mit Beiträgen von Marie-Luise Favreau-Lilie zu Wilhelm von Tyrus und und Kay Peter Jankrift zum Herrscherbild des Usāma ibn Munqid.

Für die Ostmitteleuropaforschung sind die Beiträge zur Chronistik von Sławomir Gawlas, von Grischa Vercamer zu Polen, von Martin Wihoda und von Marie Bláhová jeweils zu Böhmen sowie von László Veszprémy und von Dániel Bagi jeweils zu Ungarn relevant.

Gawlas beschäftigt sich mit dem Problem der Fürstenmacht im letzten Viertel des 12. Jh. zur Zeit des Vincentius Kadłubek (Magister Vincentius) von Krakau und seiner *Chronica Polonorum*, in der er ein neues Herrschaftsverständnis widergespiegelt sieht (S. 307). Vercamer fokussiert stärker auf das Herrscherideal von Vincentius, um dann – ausgehend vom Macht- und Herrschaftsbegriff des Soziologen Michael Mann – anhand von Leitmo-

tiven des Herrschers als Verwalter, Repräsentant von Herrschaft, militärischer Führer und Politiker auf die Herrschaftspraxis einzugehen und Vorstellungen guter und schlechter Herrschaftsausübungen herauszuarbeiten. Wihoda widmet sich dann, ausgehend von den Streitigkeiten um das erstrebte Königtum Herzog Vladislavs II., der *Chronica Boemorum* des Cosmas von Prag und den Adelsversammlungen sowie den Macht- und Herrschaftsstrukturen im Herzogtum Böhmen. Bláhová stellt ebenfalls die *Chronica Boemorum* in den Fokus ihres Beitrags und untersucht die Herrschaftspraktiken des böhmischen Herrschers zur Sicherung seiner Machtstellung wie z.B. Exilierung und zentrale Herrschaftsausübung durch Gesetzgebung. Sie orientiert sich stärker an den von Vercamer genannten Leitmotiven. Veszprémy beschäftigt sich mit den *Gesta Hungarorum*, verfasst von einem unbekanntem Notar König Bélas III., sowie der Chronik des Simon von Kéza. Für die *Gesta Hungarorum* betont Veszprémy die Umwälzungen der ungarischen Gesellschaft, bei Meister Simon stehen für ihn hingegen die legitimierende Funktion des Rechts und die Behauptung einer hunnisch-ungarischen Identität im Vordergrund (S. 399). Bagi untersucht in seinem Beitrag Heiligenviten über die ungarischen Könige Stephan und Ladislaus sowie über Stephans Sohn Emmerich, wobei Stilisierung und Schematisierung der Herrscherdarstellungen hervorstechen (S. 417).

Insgesamt sind Vercamers Ansatz sowie die Frage nach Macht und Herrschaft als gewinnbringend anzusehen, wobei aber der systematische Zugriff nicht bei allen Autorinnen und Autoren gleichermaßen gelungen scheint. Es werden verschiedene Analysemodelle nebeneinander verwendet, was die Vergleichbarkeit der Ergebnisse einschränkt. So stehen manche Beiträge isoliert zwischen anderen und lassen den Leser hinsichtlich der Einordnung der Ergebnisse ratlos zurück. Die angesprochenen Regionen sind wohl doch zu unterschiedlich, die untersuchten Chroniken und ihre Verfasser mit vielen Einzelfragen belastet, sodass der zusammenfassende und systematisierende Querschnitt letztlich fehlt. Ein solcher wäre wohl auch in diesem Rahmen kaum zu leisten gewesen und bleibt ein Desiderat der Forschung.

Bonn

Marcus Wüst

Katharina Schmidt: Trauma und Erinnerung. Die Historisierung der Mongoleninvasion im mittelalterlichen Polen und Ungarn. (Heidelberg Transcultural Studies, Bd. 2.) Universitätsverl. Winter. Heidelberg 2013. 497 S., Ill. ISBN 978-3-8253-6149-5. (€ 58,-)

Die auch als „Mongolensturm“ bezeichneten Mongoleneinfälle ins östliche Mitteleuropa im 13. Jh. markieren einen bedeutenden Einschnitt in der mittelalterlichen Geschichte Polens und Ungarns. Nachdem die Mongolen 1237-1240 die Kiever Rus' erobert hatten, teilten sie ihre Truppen und fielen zum ersten Mal jeweils in Polen und Ungarn ein. Die Niederlagen der Christen bei Liegnitz und Muhi im Jahre 1241 und die anschließenden Verwüstungen Polens und Ungarns durch die Mongolen fanden ein breites Echo im restlichen Abendland. In den Mongolen bzw. Tataren glaubte die von pessimistischen Weltuntergangsszenarien geprägte abendländische Christenheit des 13. Jh. die eschatologischen Visionen der Bibel erfüllt. Der Invasion des Jahres 1241 folgten in den nächsten knapp fünfzig Jahren weitere mongolische Einfälle, die allesamt Polen und Ungarn schwer trafen. Im Zentrum der vorliegenden, aus einer Dissertationsschrift hervorgegangenen Monografie steht dabei nicht so sehr der Angriff der Mongolen im 13. Jh. selbst und die daran anknüpfende „Rekonstruktion von Vergangenheit, sondern die Erstellung eines Wahrnehmungsprofils des Mongoleneinfalls aus polnischer und ungarischer Perspektive“ (S. 4).

So zielt die wahrnehmungsgeschichtlich ausgerichtete Arbeit – statt auf eine genaue Rekonstruktion der Mongoleninvasion 1241 – auf „eine diachrone Analyse der Rezeptionsgeschichte im Spannungsfeld von Trauma und Erinnerung“ (S. 4). Die Untersuchung konzentriert sich hierbei auf Polen und Ungarn, denn obwohl neben ihnen noch weitere europäische Gebiete (Russland, Bulgarien, Böhmen und Mähren) von den Mongolen im 13. Jh. angegriffen worden waren, so bilden doch Erstere „innerhalb dieser Gruppe der direkt

betroffenen Gebiete in gewisser Weise eine ‚Erinnerungsgemeinschaft‘ (S. 4). Katharina Schmidt fragt eingangs nach den Ursachen für den in Ungarn und insbesondere in Polen während des gesamten Mittelalters besonderen Stellenwert der Mongoleninvasion von 1241 in der kollektiven Erinnerung. Die Studie fokussiert sich auf das identitätsstiftende Potenzial, das im mittelalterlichen Ungarn und Polen paradoxerweise nicht aus großen Siegen, sondern aus der Erfahrung absoluter Unterlegenheit gewonnen wurde. Ebenso wirft Sch. hierbei die Frage nach den Transformationsprozessen auf, denen ein solches Ereignis im Laufe seiner Historisierung unterworfen ist.

Nach dieser knapp gehaltenen Fragestellung und einem etwas genaueren Überblick zum Forschungsstand in der Einleitung versucht Sch. für das aufgeworfene Problem in den folgenden neun Kapiteln eine Antwort zu finden. Dabei zeigt die Mediävistin durch die Auswertung zahlreicher, vor allem im 14. u. 15. Jh. entstandener Werke (hervorzuheben seien etwa die 1460-1466 von Jan Długosz verfassten *Annales seu Cronicae incliti regni Poloniae* oder die zwischen 1487 und 1496 am Hofe des ungarischen Königs Matthias Hunyadi entstandenen *Rerum Ungaricum Decades* des Antonio Bonfini) auf gelungene Weise, welche zentrale Bedeutung der ‚Mongolensturm‘ des 13. Jh. im Bewusstsein zumindest der polnischen und ungarischen Eliten darstellte. Die Rolle eines identitätsstiftenden, aus der negativen Erfahrung einer schweren Niederlage erwachsenen Orientierungsankers verlor die Mongoleninvasion in Ungarn erst allmählich an der Schwelle vom Mittelalter zur frühen Neuzeit, in einer Zeit sich mehrender Einfälle der Osmanen also, die *nota bene* von den Zeitgenossen (analog zur Mongolengefahr des 13. Jh.) nur allzu gerne als die neue *plaga orientalis* dargestellt wurden. Dasselbe gilt für Polen, wo das identitätstragende Element der auf Alienitätskonstruktionen aufbauenden Bedrohung durch die Mongolen/Tataren im späten 15., vor allem aber im 16. und 17. Jh. schrittweise durch die als *pestis Moscovitica* bezeichnete Gefährdung des polnisch-litauischen Staatswesens durch Moskau abgelöst wurde.

Damit sei auch auf eine Schwäche der Untersuchung hingewiesen: Sch. verzichtet auf eine größere Auseinandersetzung mit den oben angesprochenen Analogien zwischen der Mongolen- und Türkenfurcht des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Lediglich auf acht Seiten (S. 363-370) wird diese von der Vf. als ‚Politisierung der Vergangenheit‘ (S. 363) bezeichnete Analogiebildung thematisiert. Ein Hinweis auf eine ähnliche Umdeutung der hochmittelalterlichen Mongolengefahr auf das als ‚asiatisch-barbarisch‘ denunzierte Moskau in der polnischen Historiografie des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit fehlt leider völlig. Ebenfalls verzichtet Sch. darauf, die Parallelen zwischen dem hochmittelalterlichen und spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen *antemurale*-Topos nachzuzeichnen, der in den Mongoleneinfällen in beiden Ländern seinen Ursprung hatte. Das wäre aber essenziell für eine Auseinandersetzung mit der identitätsstiftenden Historisierung der Mongoleninvasion in Polen und Ungarn gewesen, bildete doch das nach den mongolischen Einfällen immer wieder bemühte Selbstbild einer *porta* bzw. eines *scutum Christianitatis* das Fundament für spätere *antemurale*-Vorstellungen im östlichen Mitteleuropa.

Für ihre Darstellung berücksichtigt Sch. die umfangreiche polnische, ungarische, tschechische und deutsche Literatur bis 2012. Zur einschlägigen polnischen und ungarischen Forschung pflegt die Vf. eine kritische Distanz: Diese sei ‚insgesamt von ihrem Ansatz her sehr konservativ und stark militärgeschichtlich orientiert‘ oder ‚meist in eine stark herrscher-orientierte [sic!] Geschichtsschreibung eingebunden‘ (S. 12, 14). Dies zeige sich nicht nur in der älteren, sondern auch in der jüngeren Forschung. Dieser Einwand mag durchaus für den Großteil der bislang zum Mongoleneinfall 1241 erschienen sowohl polnischen als auch ungarischen Wissenschaftsliteratur gelten. Umso mehr enttäuscht allerdings in der vorliegenden Studie die fehlende Auseinandersetzung mit dem größtenteils bereits

in den 1960er Jahren erschienen Opus des polnischen Mediävisten Andrzej F. Grabski¹, der die polnische wie auch gesamteuropäische Wahrnehmungsgeschichte der Mongoleninvasion im ausgehenden Mittelalter nachzeichnet. Auch die Arbeit Nora Berends, die sich in mehreren neueren Publikationen der Aufarbeitung und Historisierung der Mongoleneinfälle im mittelalterlichen Ungarn (und teilweise auch Polen) widmet², findet bei Sch. leider keine Beachtung. Wünschenswert wäre auch die Berücksichtigung solch bedeutender Quellenkorpora wie der von Augustin Theiner herausgegebenen *Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae*, der *Monumenta Poloniae Vaticana* oder der für den Briefverkehr des jagiellonischen Hofes im 15. Jh. so ergiebigen *Codices Epistolares Saeculi Decimi Quinti* gewesen. In diesen Quelleneditionen finden sich zahlreiche den Mongolen-Topos aufgreifende Korrespondenzen zwischen dem polnischen Königshof unter den späten Piasten und dann Jagiellonen auf der einen und dem Heiligen Stuhl, den geistlichen und weltlichen Fürsten sowie den geistigen Eliten Polens auf der anderen Seite.

Dennoch bietet das Werk im Großen und Ganzen eine solide geschriebene Untersuchung zur Historisierung der Mongoleninvasion im mittelalterlichen Polen und Ungarn, die – ungeachtet der oben geäußerten Kritik – einen durchaus weiterführenden Beitrag zur diachronen Analyse der Rezeptionsgeschichte des Mongoleneinfalls in beiden Ländern leistet.

Gießen

Paul Srodecki

¹ ANDRZEJ F. GRABSKI: Polska w opiniach obcych X-XIII w. [Polen in ausländischen Einschätzungen im 10.-13. Jh.], Warszawa 1964; DERS.: Polska w opiniach Europy zachodniej XIV-XV w. [Polen in den Einschätzungen Westeuropas im 14.-15. Jh.], Warszawa 1968; DERS.: Najazd tatarski 1241 r. w opiniach Europy Zachodniej. Myślenie ideologiczne a postrzeganie rzeczywistości [Der Tatareneinfall 1241 in den Bewertungen Westeuropas. Ideologisches Denken und Realitätswahrnehmung], in: WACŁAW KORTA (Hrsg.): Bitwa Legnicka – Historia i tradycja, Wrocław – Warszawa 1994, S. 35-54.

² Vgl. u.a. NORA BEREND: At the Gate of Christendom. Jews, Muslims, and „Pagans“ in Medieval Hungary, c. 1000 – c. 1300, Cambridge – New York 2001; DIES.: Hungary, the Gate of Christendom, in: David ABULAFIA, DIES. (Hrsg.): Medieval Frontiers. Concepts and Practices, Aldershot 2002, S. 195-215; DIES.: Défense de la Chrétienté et naissance d'une identité. Hongrie, Pologne et péninsule Ibérique au Moyen Âge, in: Annales. Histoire, Sciences Sociales 58 (2003), 5, S. 1009-1027.

Zdeňka Hledíková: Počátky avignonského papežství a české země. [Die Anfänge des Avignonesischen Papsttums und die Böhmisches Länder.] Karolinum. Praha 2013. 295 S., graph. Darst. ISBN 978-80-246-2174-6. (Kč 320,-)

Zdeňka Hledíková ist eine Mediävistin und Spezialistin für Diplomatie, die seit langem zur Kirchengeschichte in den Böhmisches Ländern forscht. Ihre Monografie gründet im Wesentlichen auf den Urkunden, die sie selbst vor einigen Jahren herausgegeben hat.¹ Die Vf. möchte die Beziehungen zwischen den ersten Päpsten von Avignon und dem Königreich Böhmen in der ersten Hälfte des 14. Jh., d.h. für die Zeit, in der das Papsttum und der böhmische Staat einer grundlegenden Reorganisation unterlagen, darstellen. Sie untersucht, wie der päpstliche Zentralismus in die Böhmisches Länder einzudringen begann.

¹ ZDEŇKA HLEDÍKOVÁ (Hrsg.): Acta pontificum Romanorum Clementis V., 1305-1314, Johannis XXII., 1316-1334, Benedicti XII., 1335-1342, Praha 2003 (Monumenta Vaticana res Gestas Bohemicas illustrantia, tomus prodromus).

Das Buch besteht aus drei Teilen. Im ersten Teil charakterisiert die Autorin die Tätigkeit der drei ersten avignonesischen Päpste: Clemens V. (1305-1314), Johannes XXII. (1316-1334) und Benedict XII. (1334-1342). Die Kurie in Avignon wurde nach französischem Vorbild als Organ der päpstlichen Verwaltung umgebaut. Ihre Tätigkeit gründete nun auf schriftlichen Rechtsnormen. Ihre Struktur wurde auf die Rolle des Papstes als Haupt der Weltkirche hin ausgerichtet und bestand aus vier Ämtern: der Apostolischen Kammer (*camera apostolica*), der Päpstlichen Kanzlei (*cancellaria apostolica*), der Römischen Rota (*Sacra Romana Rota*) und der Apostolischen Pönitentiare (*Sacra Paenitentia-ria*). H. beschreibt den Ausbau des Papststizes im ehemaligen Bischofspalast von Avignon, der seiner neuen Funktion angepasst wurde. Weil der Palast zu klein für die päpstliche Verwaltung war, wurden in der Stadt einige Gebäude für die Kurie und die Kardinäle angemietet (sog. „*libratae*“).

Im Anwachsen der päpstlichen Verwaltung seit Johannes XXII., wofür das Streben nach der Zentralisierung der Verwaltung des Kirchenvermögens und nach der Implementierung des kanonischen Rechtes in allen kirchlichen Institutionen der christlichen Staaten des lateinischen Europa verantwortlich war, drückte sich die politische Bedeutung des Avignonesischen Papsttums aus. Der Papst höchstpersönlich beteiligte sich an den politischen und diplomatischen Angelegenheiten. In der Verwaltung und im Rechtswesen gewann der Umlauf von Urkunden an Bedeutung und diente so der Aufrechterhaltung des Kontaktes zwischen dem Papst und den Kirchenleuten.

Im zweiten, ausführlichsten Teil beschreibt H. das Schicksal derjenigen Angestellten der Kurie, die aus den Böhmisches Ländern stammten, anhand der Analyse verschiedener Quellen avignonesischer Herkunft: Urkunden, Briefe, die Namen der sog. „Exekutoren“, die vor Ort auf die Umsetzung der päpstlichen Verfügungen achten sollten, sowie Register – u.a. von den zur Kurie gehörenden Wohnungen in Avignon. H. stellt fest, dass in Avignon ein fester böhmischer Kreis einiger Personen aus dem Königreich Böhmen entstand, die verhältnismäßig hohe Stellungen in der päpstlichen Kurie einnahmen und hier dauerhaft ihren Wohnsitz hatten. Sie konnten ihren Landsleuten, die für kürzere Zeit in Avignon blieben, bei deren Anliegen behilflich sein. Die Vf. rekonstruiert u.a. die Tätigkeit Friedrichs von Pernštejn, Bischof von Riga, der seit 1325 als Exekutor für böhmische Angelegenheiten wirkte; des Juristen Hermann von Prag, der *auditor sacri palatii* in Avignon und danach Bischof von Ermland war; sowie des Prager Bischofs Johann IV. von Dražice, der nach Avignon kam, um sich von dem Vorwurf zu befreien, die Ketzerei zu tolerieren. Johann IV. wurde jedoch von der Kurie für Angelegenheiten eingesetzt, die überhaupt nicht mit dem Königreich Böhmen zusammenhingen. Johann Volek, Propst von Vyšehrad und zugleich Kanzler König Johanns von Böhmen, reiste häufiger nach Avignon, aber nur ein Mal als Vertreter des Königs. Die ersten überhaupt von der avignonesischen Kurie ausgestellten päpstlichen Urkunden betrafen aber Böhmen, was wohl mit seinen dortigen Aufenthalten zusammenhing. Dagegen ließ sich König Johann von Böhmen, zugleich Graf von Luxemburg, am päpstlichen Hof zumeist durch französische und luxemburgische Diplomaten vertreten.

Für die Verwaltung des Kirchenvermögens, auch in den Böhmisches Ländern, waren die Urkunden nach Art der *litterae de gratia* (Verleihung von Rechten) und der *litterae de iustitia* (Zustellung von Entscheidungen) am wichtigsten. H. stellt im dritten Teil ihres Buches verschiedene Typen solcher Urkunden vor: gut bearbeitete *provisiones* (Verleihungen von Kirchenämtern) und *expectationes* (Gesuchsbilligungen auf Anwartschaften), Dispensen für Kleriker (im europäischen Vergleich) sowie für gesellschaftlich hochgestellte Ehepaare und fünf Arten von Indulgenzen. Sie konzentriert sich auf Exekutoren von Urkunden, die von einer Reihe von Äbten u.a. in Břevnov und Zbraslav stammten.

H. stellt zusammenfassend die These auf, dass die Böhmisches Länder in der Regierungszeit Johanns von Luxemburg in Bezug auf ihre Kontakte zum Papsttum nach Avignon nicht auf die Vermittlung des Königs zählen konnten. Die Kontaktaufnahmen gingen vielmehr auf die Initiative von Vertretern der höchsten böhmischen Geistlichkeit und des

Adels zurück, die von sich aus in Angelegenheiten ihrer Landsleute in Avignon intervenierten. Mit der Darstellung dieser Konstellation zeigt die Vf. eine neue Facette nicht nur der Elite, sondern unterschiedlicher Schichten der böhmischen Gesellschaft.

Warszawa

Dorota Leśniewska

Cura animarum. Seelsorge im Deutschordensland Preußen. Hrsg. von Stefan Samerski. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 45.) Böhlau. Köln 2013. 249 S., 30 Abb. auf 16 Tafeln. ISBN 978-3-412-21027-4. (€ 32,90).

Im 14. Jh. beschrieb der alemannische Dichter Schondo in seiner Verserzählung *Der Litauer* die wundersame Bekehrung eines (unbenannten) litauischen Königs durch den Deutschen Orden und seinen Hochmeister. Das Szenario ist rasch skizziert: Ein heidnischer Beobachter, der dem litauischen König als Spion dient, wird in Thorn Zeuge einer vor Ordensbrüdern gefeierten Messe. Während der Heide zunächst unbedarft Freude an der Liturgie empfindet, begreift er dann die Eucharistiefeier als wundersame Stärkung des Ordens vor einem bevorstehenden Krieg gegen die Litauer – aus dem gebrochenen Brot scheinen Männer zu wachsen, welche die Reihen der Ordensbrüder verstärken. Ermuntert durch den Bericht seines Kundschafters macht sich der litauische König selbst auf den Weg, erkennt im Konsekrationswunder ebenfalls eine göttliche Aufstockung der Kämpfer und bittet den Priester um dieselbe wundersame Unterstützung. Nach der Beichte schließlich lässt der Erzähler den heidnischen Herrscher die Macht Gottes wahrhaft begreifen. Am Ende der Erzählung stehen nicht nur die Taufe beider Heiden, sondern auch eine prächtige Feier der über den „christlichen Zuwachs“ begeisterten Ordensbrüder sowie ein Dank an die Ordenspatronin Maria.

Die Ende des 14. Jh. tatsächlich erfolgte Taufe des litauischen Großfürsten Jagiełło und die folgende politische Union mit Polen wurden freilich von den Mitgliedern des Deutschen Ordens nicht eben als Höhepunkt ihrer missionarischen Tätigkeit gefeiert, sondern vielmehr als Bedrohung ihrer Existenz in Preußen gewertet. Angesichts dieses Kontrastes zu den historischen Ereignissen scheint der Wert einer literarischen Schilderung für die im vorliegenden Sammelband behandelte Thematik besonders auf: Statt vornehmlich auf institutionelle Seelsorgestrukturen der Kirche oder der geistlichen Orden Bezug zu nehmen, rückt *Der Litauer* – wenngleich streckenweise auch in überspitzter Weise – Kategorien wie die innere Hinwendung eines Menschen zum Glauben, die Bedeutung von Katechese und Liturgie für eine religiöse Gemeinschaft oder identitätsstiftende Bezugsfiguren wie eben Maria in den Mittelpunkt. Dies provoziert grundsätzliche Fragen nach der Selbstwahrnehmung des Deutschen Ordens, nach seiner politischen wie auch religiösen Position im spätmittelalterlichen Preußen. All dies sind historisch formulierte Überlegungen zur Bandbreite der *cura animarum*, die auch der von Stefan Samerski herausgegebene Sammelband abzubilden versucht. So wird „Seelsorge in ihren zeitgenössischen Bedingungen, Organisationsformen und typischen Ausprägungen als Ergebnis der Eigenidentität der beteiligten Institutionen“ (S. 9) behandelt.

Entsprechend widmen sich die zwölf Autoren, deren Beiträge die Ergebnisse der 47. Arbeitstagung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte, die im September 2010 in Gdańsk-Oliwa stattgefunden hat, präsentieren, mit Katechese, Bibeldichtung, statutarischem Schrifttum, Ordensliteratur, Liturgie, Heiligenverehrung oder Ordensarchitektur ganz unterschiedlichen Aspekten von Seelsorge sowie auch der Spiritualitäts- und Kirchengeschichte.

Es ist zweifellos dieser breite Zugriff auf das behandelte Thema, der die vom Hrsg. erwünschten Anregungen oder Impulse zu geben vermag und der vor allem drei Themenbereiche als wesentlich für die künftige Erforschung erscheinen lässt. Es sind dies erstens regulative oder normative Voraussetzungen, mit denen sich Arno Mentzel-Reuters und Anette Löffler in ihren Beiträgen zum Selbstverständnis des Deutschen Ordens als

geistlichem Orden und zur Liturgie des Ordens auseinandersetzen. Mit den Schlagworten „Institutionalität“ oder „Sichtbarkeit in der Welt“ können zweitens nicht nur die Verwaltungsstrukturen, sondern auch die Bedeutung des Deutschen Ordens für die Seelsorge in Preußen und folglich seine Interaktionen mit anderen religiösen Gemeinschaften beschrieben werden. Diesen Aspekten widmen sich Radosław Biskup mit Blick auf die Bistümer in Preußen, Rafał Kubicki und Piotr Oliński, die die Rolle der Bettelorden (Kubicki) bzw. der Franziskaner im Besonderen (Oliński) untersuchen, Christof Hermann mit seinem Überblick über Kirchenarchitektur in preußischen Bistümern sowie Klaus Militzer, der den Einfluss von Bruderschaften im mittelalterlichen Osteuropa beschreibt.

Die Mehrheit der Beiträge befasst sich indes mit dem dritten Themenbereich, dem religiösen Selbstbild des Ordens, seinen „Innensichten“ und Vorstellungen von Eigenidentität. So fragt Roman Czaja ganz grundsätzlich nach der „Identität des Deutschen Ordens in Preußen“. Edith Feistner beschreibt die Katechese im frühen Ordensstaat Preußen, Michael Necke untersucht den Einfluss der Biblepik auf die Ordensidentität. Cordelia Heß und Samerski schließlich befassen sich mit zwei wesentlichen Identifikationsträgern, namentlich Maria als Schutzpatronin des Ordens (Heß) und der Hl. Dorothea von Montau (Samerski). Gleichsam als Zusammenführung der hier skizzierten drei Themenbereiche steht am Ende des Bandes der eingangs beschriebene *Litauer*, zweisprachig aufbereitet und vorgestellt von Feistner (S. 227-238). Dieser bislang wenig beachtete Text kann nicht nur als „historische Bestätigung“ für die im vorliegenden Band vertretene breite Perspektive auf Seelsorge verstanden werden, sondern unterstreicht auch die Notwendigkeit einer interdisziplinären Behandlung des Themas. Der Sammelband bietet hier in beiderlei Hinsicht einen Vorgeschmack auf künftige Forschungsprojekte und Kooperationsmöglichkeiten. Kunstgeschichtliche sowie theologische Überlegungen zum Thema könnten dabei noch stärkere Berücksichtigung finden. Auch eine Vertiefung des Vergleichs mit anderen Gemeinschaften und kirchlichen Strukturen sowie die damit verbundene Frage, inwiefern bestimmte Formen und Ausprägungen von Seelsorge spezifisch für den Deutschen Orden waren, scheint außerordentlich vielversprechend; dies macht das kluge Schlussplädoyer von Heß besonders deutlich, die in ihrem Artikel zur Marienverehrung den Deutschordensstaat und seine Bevölkerung als „Teil einer gesamteuropäischen kulturellen Landschaft“ würdigt (S. 199). Aufschlussreich könnte überdies ein kontrastierender Blick auf die seelsorgerische Tätigkeit des Deutschen Ordens im mittelalterlichen Reich sein.

Dies alles sind Anregungen, die das Anliegen des gelungenen Bandes – die Vermittlung von Denkanstößen und Impulsen – aufgreifen würden. Eine entsprechend erweiterte kulturgeschichtliche Untersuchung von Seelsorge und den damit verbundenen Phänomenen und Fragestellungen könnte in künftigen Arbeiten zur Beurteilung von pastoraler Tätigkeit und Frömmigkeitsformen wie auch zu ihrer Verortung im mittelalterlichen Europa beitragen.

Heidelberg

Julia Burkhardt

Tannenberg – Grunwald – Żalgiris 1410. Krieg und Frieden im späten Mittelalter. Hrsg. von Werner Paravicini, Rimvydas Petrauskas und Grischa Vercaemer. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 26.) Harrassowitz. Wiesbaden 2012. 356 S. ISBN 978-3-447-06661-7. (€ 52,-)

Während bei der organisierten deutschen Historikerschaft die große Schlacht zwischen dem Deutschen Orden und dem vereinigten Polen-Litauen im Jahre 1410 im 600. Gedenkjahr kaum einer besonderen Erinnerung für wert erachtet wurde, war das im benachbarten Ostmitteleuropa durchaus anders. Da inzwischen die mit diesem historischen Ereignis verbundene gegenwartspolitische Propaganda der Vergangenheit angehört, war es möglich und ist es zu begrüßen, dass mehrere geschichtswissenschaftliche Einrichtungen aus Deutschland, Polen und Litauen zu einer größeren Tagung nach Wilna eingeladen hat-

ten, deren Ergebnisse verhältnismäßig bald in einem Tagungsband vereint werden konnten, der hier vorzustellen ist. Die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung war an der Tagung gut beteiligt.¹ Durch eine weit ausgreifende Fragestellung konnten auch Historiker interessiert werden, die bisher nicht als Ostmitteleuropaspezialisten bekannt waren.

Das Buch bietet seine 21 Beiträge in fünf Sektionen an. Die vier ersten Aufsätze betreffen „Ostmitteleuropa an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert“. Martin Kintzinger skizziert die internationalen Beziehungen zwischen West- und Osteuropa im Spätmittelalter, wobei er von der nationalstaatlichen Betrachtungsweise zu den Ansätzen einer Globalgeschichte führen möchte. Er geht zwar auch von der möglichen heutigen Bedeutung historischer Erinnerungsorte aus, sucht aber den Weg zu einer historischen Betrachtung, die zwischenzeitliche Mythenbildungen übergeht. Er führt schließlich zum Konstanzer Konzil als Bühne internationaler Beziehungen und Bemühungen jener Zeit. Inhaltlich unmittelbar anschließend behandelt Thomas Wunsch „Paulus Wladimiri und die Genese des ‚realistischen Denkens‘ in der Lehre von den internationalen Beziehungen“. Unter „realistischem Denken“ wird eine spätestens seit Macchiavelli vertretene Denkweise verstanden, die unabhängig von einer übergeordneten Ideologie allein dem unmittelbaren Interesse von Staaten dient. Hier wird untersucht, in welcher Weise der Krakauer Kanonist Wladimiri nicht nur ein Vorläufer modernen Völkerrechts war, sondern diese Denkweise bei den Auseinandersetzungen Polens mit dem Deutschen Orden in Konstanz auch anwandte. Wladimiri polemisierte gegen alle theologisch begründeten Maßnahmen. Es wird gezeigt, daß dieser Kanonist seine Lehre, nämlich die Entscheidung zwischen Krieg oder Frieden als eine Frage der politischen Zweckmäßigkeit, in den Dienst seines Königs stellte. Der schon seit vielen Jahren in Wilna tätige englische Historiker Stephen S. Rowell skizziert den Hintergrund der Schlacht, indem er die Anfänge der Union des Großherzogtums Litauen mit Polen darstellt. Er geht dabei auf die kirchliche, militärische und dynastische Entwicklung seit dem Vertrag von Krewo 1385 ein. Eine längere Entwicklung behandelt Artūras Dobonis, der das Grenzgebiet zwischen Litauen und dem Deutschen Orden vorstellt, indem er soziale, wirtschaftliche, verwaltungsmäßige, ethnische und kulturelle Beziehungen von 1290, also seit der endgültigen Unterwerfung der Prußen und Kuren, bis 1422, dem Frieden vom Melnosee, verfolgt. Es geht dabei zunächst um das Gebiet westlich der mittleren Memel, das im gesamten 14. Jh. der preußischen Ordensherrschaft unterstand, dann aber auch um Schemaiten und das Grenzgebiet gegenüber dem livländischen Ordenszweig. In den Fragen der Besiedlung dieser Räume findet eine Diskussion mit der älteren deutschen Fachliteratur nicht statt.

Die umfangreichere 2. Sektion „Kriegführung im späten Mittelalter“ besteht aus acht Beiträgen, die sich nicht alle unmittelbar auf das Geschehen bei Tannenberg beziehen. Philippe Contamine behandelt die im späten Mittelalter nicht mehr allzu häufig vorkommenden Feldschlachten vorwiegend an französischen Beispielen. Im Untertitel „Vorstellung, Kampfhandlung, Bericht, Bild und Erinnerung“ werden alle Aspekte dieser Betrachtung angedeutet. Hans-Henning Kortüm untersucht, inwieweit der Verlauf der Schlacht von Tannenberg sich nach den chronikalischen Berichten der folgenden Jahrzehnte darstellen lässt. Er zeigt, wie die Darstellungen von Topoi und späteren Absichten bei der Deutung des Schlachtverlaufs durchsetzt sind, sodass Ungewissheiten bleiben.

¹ Vgl. ferner den Sven Ekdahl zum 75. Geburtstag gewidmeten Tagungsband, der sieben Beiträge zur Ordenszeit enthält: BERNHART JÄHNIG (Hrsg.): Beiträge zur Militärgeschichte des Preußenlandes von der Ordenszeit bis zum Zeitalter der Weltkriege, Marburg 2010. Beteiligt war die Kommission auch an der Edition von DIETER HECKMANN, KRZYSZTOF KWIAKOWSKI (Bearb.): Das Elbinger Kriegsbuch (1383-1409), Köln u.a. 2013.

Malte Prietzel, der sich schon früher auch zum Kriegswesen des Deutschen Ordens geäußert hat, untersucht schwerpunktmäßig an westeuropäischen Verhältnissen „Veränderungen in der spätmittelalterlichen Kriegsführung“ und gibt einen Ausblick, inwieweit in Preußen, Polen und Litauen Veränderungen in technischer und organisatorischer Hinsicht übernommen wurden. Jürgen Sarnowsky beleuchtet wirtschaftliche Aspekte der Geschichte der Kriege am Beginn des 15. Jh., wobei er auch auf die Verhältnisse beim Deutschen Orden um 1410 blickt. Er macht deutlich, wie notwendig ausreichende wirtschaftliche Möglichkeiten für eine Kriegsführung waren. Uwe Tresp stellt die Anfänge des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Söldnerwesens als Thema der europäischen Geschichte vor. Die besonderen gesellschaftlichen Verhältnisse Böhmens haben dieses Land bis zum Zeitalter Wallensteins zum bedeutendsten Rekrutierungsgebiet für Söldner gemacht. Um 1410 war der in polnischen Diensten stehende Jan Zizka als bedeutendster Söldnerführer bekannt, doch je nach persönlichen Beziehungen haben Söldner auf beiden Seiten gekämpft. Dariusz Barona untersucht die militärtechnische Entwicklung der Litauer zwischen dem 12. und frühen 15. Jh., die durch deren Auseinandersetzungen mit dem Deutschen Orden, aber auch anderen Nachbarn angeregt wurden. Der Hrsg. Grischa Vercaemer geht einer für das Ordensland grundlegenden sozialgeschichtlichen Frage nach, die weit in die Zeit vor dem Aufkommen der Söldner zurückreicht. Es geht um die militärischen Dienstpfllichten der uneinheitlichen Schichten der „Freien“, die zu einem großen Teil von der preußischen Bevölkerung gestellt wurden; einen Adel wie im Reich gab es unter dem Orden nicht. In dem dieses Kapitel abschließenden Beitrag „Spionage zur Zeit des polnisch-litauischen Krieges gegen den Deutschen Orden 1409-1411“ glaubt Slawomir Józwiak einen gewissen nachrichtendienstlichen Erfolg der auf beiden Seiten eingesetzten Kundschafter erkennen zu können.

Die aus fünf Beiträgen bestehende 3. Sektion unter der Überschrift „Formen friedlicher Beziehungen“ betrachtet gerade Zeiten und Umstände außerhalb der kriegerischen Ereignisse, die Anlass dieses Bandes waren. Klaus Neitmann untersucht auf dem Hintergrund seiner umfangreichen Darstellung von 1986 unter dem Schlagwort vom „ewigen Frieden“ die „Kunst des Friedensschlusses zwischen dem Deutschen Orden und Polen-Litauen 1398-1435“, wobei er zeigt, dass anders als 1343 in Kalisch, wo der Frieden in einem Akt beschworen wurde, nunmehr bei den fünf Abschlüssen der Jahre 1398-1435 jeweils mehrere rechtssetzende Handlungen zum Ergebnis führten. Bei den Verhandlungen hatte der Orden für seine Seite nach 1410 die Stände zu beteiligen. Räumlich und zeitlich weit ausgreifend ist der Überblick von Jean-Marie Moeglin über „Krieg und Vermittlungsverfahren in Europa in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters“. Bei seinen ausgewählten Beispielen von Schiedsgerichtsverfahren wird deutlich, wie wenig diese eine wirkliche Entscheidung bringen konnten. Adam Szweda behandelt einen bemerkenswerten Abschnitt aus der Diplomatiegeschichte, indem er besonders die Ausdrucksweise im Schriftwechsel und bei Verhandlungen in den Jahren vor 1410 behandelt. Hervorzuheben sind die Beiträge zweier Hrsg.: Rimvydas Petrauskas zeigt entgegen der bisher in der litauischen Literatur vertretenen Ansicht, dass die Beziehungen Litauens zum Deutschen Orden nicht nur aus Angriffskriegen des Ordens bestanden haben, sondern dass es seit König Mindaugas' im 13. Jh. bis weit über „Tannenberg“ hinaus auch friedliche Zeitabschnitte gegeben hat. Diese waren für Litauen in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht sehr förderlich. Dies wird von Werner Paravicini in sozialgeschichtlicher, genauer gesagt in adelsgeschichtlicher Hinsicht ergänzt. Mit zahlreichen Beispielen vor allem aus der zweiten Hälfte des 14. und des frühen 15. Jh. wird zunächst schon ohne, dann mit Taufe die Angleichung der Litauer an die westeuropäische Adelskultur vorgeführt. Interessant sind dabei manche Begegnungen von namhaften Deutschordensrittern mit den litauischen Großfürsten.

Die 4. Sektion zur Schlacht von Tannenberg/Grunwald/Žalgiris mit nur zwei Beiträgen bietet keinen Ersatz für den nicht erschienenen zweiten, ereignisgeschichtlichen Band des grundlegenden Werks von Sven Ekdahl. Stattdessen schließt Ekdahl mit seinem Beitrag

„Quellenaussagen über die Taktik in der Tannenberg Schlacht“ eher an den quellenkundlichen ersten Band² an. Seine Überlegungen werden sodann mit dem von ihm rekonstruierten Verlauf der Schlacht verbunden, wobei er sich mit widersprüchlichen Quellenaussagen auseinandersetzen hatte und zu dem Schluss kommt, dass der polnische König auf Kosten der Litauer seine Truppen so lange wie möglich zurückgehalten habe. Sodann untersucht Klaus Miltzer „Kommunikations- und Verständigungsprobleme vor und nach der Schlacht bei Tannenberg“ anhand der Frage, inwieweit die Übergabe der beiden Schwerter an König und Großfürst in ihrer symbolischen Bedeutung als Aufforderung zum ritterlichen Kampf verstanden werden konnte. Offenbar habe sich der Orden Einflüssen aus der westlichen Adelskultur zu seinem Nachteil anschließen müssen. Die 5. Sektion „Erinnerungen an die Schlacht von Tannenberg/Grunwald/Žalgiris“ besteht ebenfalls nur aus zwei Beiträgen – „Tannenberg und die ostslawische orthodoxe Welt“ von Henadz' Sahanovič und „Internationales Gedenken an die Schlacht bei Tannenberg“ von Alvydas Nikžentaitis –, womit wir uns der Rezeption in der Gegenwart nähern.

In einem „Schlusswort“ gibt Paravicini auf die den fünf Sektionen entsprechenden Begriffe „Ostmitteleuropa“, „Friede“, „Krieg“, „Schlacht“ und „Erinnerung“ auf wenigen Seiten zusammenfassende Antworten. Festzuhalten bleibt, dass Tannenberg 1410 nicht in einem fernen Osten, sondern in einem zusammengehörigen Europa stattgefunden hat.

Berlin

Bernhart Jähnig

² SVEN EKDAHL: Die Schlacht bei Tannenberg 1410. Quellenkritische Untersuchungen. Bd. 1: Einführung und Quellenlage, Berlin 1982.

Anja Rasche: Studien zu Hermen Rode. Imhof, Petersberg 2013. 224 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-86568-846-0. (€ 49,95.)

Eine umfassende Forschung und Publikation über Hermen Rode, über dessen Kunst und Wirken im Ostseeraum des späten 15. Jh. nur wenig bekannt war und der bislang im Schatten seines großen Lübecker Zeitgenossen Notke kaum Beachtung fand, wurde in der Kunstgeschichte lange erwartet. Gleich zu Beginn dieser an der Technischen Universität Berlin im Jahr 2011 verteidigten Dissertation führen großformatige Farbaufnahmen des Untersuchungsgegenstands eindrucksvoll in das Thema ein. Ihre Studie sei, wie Anja Rasche feststellt, nicht als „umfassende Künstlermonografie“ angelegt, die „alle Fragen zu Hermen Rode abschließend beantwortet“, sondern vielmehr als Anregung und Diskussionsgrundlage, sich mit dem Werk Hermen Rodes zu befassen und darüber ins Gespräch zu kommen (S. 16).

Mit diesem sympathischen Einstieg und den wichtigsten Stationen zum Forschungsstand über Rode seit den großen Arbeiten Münzenbergers und Beissels am Ausgang des 19. Jh. bis hin zu aktuellen Studien auch weit über die Lübecker Kunst des späten Mittelalters hinaus setzt R. mit Notizen zur Biografie sowie zum sozialen, politischen und wirtschaftlichen Umfeld Rodes einen Rahmen, der ebenso auch seinen Geschäftsbetrieb innerhalb des städtisch lübeckischen Maleramtes, seiner Organisation und Geschichte mit reichem Quellenmaterial sowie aktuellen Forschungsergebnissen umspannt. Darin eingebettet, widmet sich ihr zweites und damit zentrales Kapitel ganz den Werken selbst. Die Vf. behandelt insgesamt 11 Werke in ihrer habituellen Zeugenschaft, von denen sie das Lukasretabel von 1484 aus der Katharinenkirche zu Lübeck sowie das Nikolaikirchretabel von 1481 in Tallinn (Reval) exemplarisch und damit ausführlicher beschreibt.

Zum ersten Retabel aus der Lübecker Franziskanerkirche St. Katharinen folgt R. vier wesentlichen Aufgaben: einer Gegenstandsbestimmung in seinem aktuellen Erhaltungszustand; einer Beschreibung seiner verschiedenen Bildteile und Wandlungen in ihrer besonderen handwerklich künstlerischen Qualität von Schreinarbeiten, Schnitzwerk, Fassmalerei und Verzierungs technik; der Darstellung seines historischen Kontexts, von seiner franziskanischen Stiftung, seinen Aufstellungsorten, seinen Auftraggebern und dem soziokultu-

rellen Hintergrund des Meisters in seinem Geflecht aus Handwerksverbänden, Ämtern und Bruderschaften Lübecks; einer ausführlichen sowie stilistisch und ikonografisch vergleichenden Beschreibung seines Bildprogramms.

Die Darstellung des Revaler Nikolaikirchretabels entspricht unverändert der Magisterarbeit der Autorin aus dem Jahr 1994. Es ist interessant zu sehen, dass sich seit dieser Zeit allein Anu Mänd mit einigen wichtigen Forschungen zu diesem Stück zu Wort gemeldet hat. Es folgen das Stockholmer Hochaltarretabel der Storkyrkan (1486), das 1945 zerstörte Greveraden-Diptychon der Marienkirche zu Lübeck (1494), das Hochaltarretabel aus Vansö, das aus Salem, der Marienschrein aus Sorunda (Schweden), das Mailänder Porträt eines jungen Mannes, die Marien tafel im tschechischen Šternberk sowie die Lübecker Marien tafel im St. Annen-Museum.

Allen Darstellungen gemeinsam ist ihr vierfacher Ansatz aus der materiellen, stilistischen, inhaltlich ikonografischen sowie historischen Perspektive, die R. am Ende zu einer vergleichenden Schau verwebt. In ihrem dritten Kapitel fasst die Vf. ihre wesentlichen Erkenntnisse zusammen. Ihr gelingt zum einen ein anschauliches Bild von der Verbreitung der Hermen Rode zugeschriebenen Werke im Ostseeraum, zum anderen generiert sie aus ihren Stilvergleichen eine Vorstellung über seine künstlerische Entwicklung, aus der sie schließlich eine Charakterisierung als eine Art *fingerprint* seines Œuvres grundsätzlicher Art entwickelt.

Nun könnte aus einem solch substanziell hoch konzentrierten, kunsthistorischen wie zugleich kunsttechnologischen Extrakt nach weiteren Werken aus diesem Umkreis gesucht werden, war doch ihre Arbeit von vornherein nicht auf Endgültigkeit und Vollständigkeit angelegt und sollte nicht alle Fragen zu Hermen Rode abschließend beantworten. Darüber hinaus liegt sie in einer Qualität vor, die tatsächlich sensibilisiert, ja ermuntert, erneut zu prüfen und zu vergleichen. Auch ihr Verzicht darauf, sich mit Behauptungen einen Weg durch die Fülle überwiegend namenlosen Materials zu schlagen, provoziert geradezu neue Fragen zu diesem großen Werk Lübecker Kunst des späten Mittelalters.

Wer der eingangs so freundlichen Einladung auf nähere Beschäftigung mit und einer Diskussion über das Werk Hermen Rodes folgen möchte, findet mit dem an bestechend klaren Abbildungen reichen Text ebenso reiches Diskursmaterial. Denn bereits *in puncto* Zuschreibung an den Meister Hermen Rode, die mit der Inschrift allein am Lukasretabel als sicher gilt, bieten sich alle übrigen Werke umso mehr für eine weitere Beschäftigung vor allem angesichts der Tatsache an, dass jene Sicherheit diesen Werken fehlte und Meisterzuschreibungen nur unter ungleich größerem Aufwand stilistischer Vergleiche formuliert werden konnten.

Eine weitere Diskursebene eröffnet die Autorin mit der Präsentation materiell-technischer Features von Konstruktion, Maltechnik und konservativer Erhaltung ihrer untersuchten Stücke, wenngleich sie ihre so umfangreich gewonnenen materiellen Befunde etwas zu diskordant in ihre schematisch weitläufigen Argumentationstexturen verteilt, als dass sie Charakter oder Werkstattgewohnheiten dieses einen Meisters eindeutig hätten belegen bzw. im Kontext der gleichauf bekannten Bildkunst Wismars, Rostocks, Stralsunds oder etwa Danzigs abscheiden können.

Als „Grundlage für weitere Forschungen“ (S. 234) bekommt ein solch offener Ausgang ihrer Arbeit jedoch ausgesprochen gut und vermag wohl gerade deshalb auch zu weiteren Forschungen anregen: einerseits zu kunsttechnologischen, etwa mit Hilfe der noch jungen ‚Werkgeschichte‘, als effektives Erhebungs- und Bewertungssystem materieller Befunde¹, andererseits zu historischen, vor allem angesichts des nunmehr nach Lübeck zurückge-

¹ BURKHARD KUNKEL: Werk und Prozess: Die bildkünstlerische Ausstattung der Stralsunder Kirchen. Eine Werkgeschichte, Berlin 2008.

kehrten Quellenkorpus, sowie zu einem grenzüberschreitenden und interdisziplinär ausgerichteten Austausch.

Schließlich: R.s kunsthistorische Studien zu Hermen Rode, durch den Verlag in eine überaus attraktive Buchform gebracht, füllt als erstes Grundlagenwerk über dessen Lübecker Werkstatt nicht nur eine bislang schmerzliche Lücke inmitten der großen Arbeiten zu Bernt Notke, Claus Berg, Benedikt Dreyer, sondern darf nun auch als wichtiger und vor allem auffallend schöner Baustein im Kontext der spätmittelalterlichen Bildkunst im weiteren Ostseeraum von einem möglichst großen Interessentenkreis angeeignet werden

Stralsund

Burkhard Kunkel

Tobias Kämpf: Das Revaler Ratsurteilsbuch. Grundsätze und Regeln des Prozessverfahrens in der frühneuzeitlichen Hansestadt. (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte N.F., Bd. 66.) Böhlau. Köln u.a. 2013. 253 S., Ill. ISBN 978-3-412-20964-3. (€ 34,90.)

Tobias Kämpf hat mit der vorliegenden Arbeit, die als Dissertation an der juristischen Fakultät der Universität in Frankfurt a.M. angenommen worden ist, eine kompakte Darstellung des zivilrechtlichen Verfahrens vor dem Ratsgericht in Reval vorgelegt. Sein Untersuchungszeitraum liegt in der ersten Hälfte des 16. Jh. (1515-1554) und damit vor der Revision des Lübschen Stadtrechts im Jahr 1586, das in Reval bis zum Ende des 19. Jh. Gültigkeit hatte. Die wichtigste Quelle ist das 1952 von Wilhelm Ebel edierte Urteilsbuch des Ratsgerichts *register van affspraken*, das für den genannten Zeitraum mehr als 1100 Einträge, so genannte „Absprüche“, verzeichnet. Die Arbeit verspricht insofern interessante Erkenntnisse, als bislang lediglich die Urteile des Ratsgerichts bzw. des Oberhofs in Lübeck, in dessen Zuständigkeitsbereich auch das Ratsgericht in Reval fiel, publiziert worden sind (ebenfalls von Wilhelm Ebel)¹. Darüber hinaus existieren bisher keine Untersuchungen über Rechtsprechungsorgane erster Instanz in Nordosteuropa. Der Vf. hat mit Reval ein Untersuchungsobjekt ausgewählt, das ihm mit dem sehr ergiebigen Ratsurteilsbuch den Luxus einer guten Quellenüberlieferung bietet.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile. Zunächst behandelt K. die Entwicklung Revals bis in die erste Hälfte des 16. Jh., die Geschichte des Stadtrats sowie schließlich seine Funktion als Organ der Rechtsprechung – am Rande sei erwähnt, dass einige dieser Kapitel im Inhaltsverzeichnis fehlen. Im zweiten und umfangreichsten Teil untersucht der Vf. das zivilrechtliche Prozessverfahren. Gegenstände und Akteure des Verfahrens werden hier ebenso thematisiert wie die einzelnen Phasen des Verfahrens oder Arten und Struktur der Urteile. In diesen Kapiteln – und dies ist einer der Vorzüge der Arbeit – stützt sich K. hauptsächlich auf seine Quelle.

Ein konkreter Blick in das Kapitel über das Beweisverfahren mag verdeutlichen, wie komplex zivilrechtliche Prozesse bereits in der ersten Hälfte des 16. Jh., also noch vor der Revision des Stadtrechts, gewesen sind. So dokumentiert das Ratsurteilsbuch mehrfach den Gebrauch der Eideshand, die ein Kläger als Beweis für die Rechtmäßigkeit seiner Klage anführte oder mit der ein Angeklagter seine Unschuld beteuerte. Darüber hinaus waren Beweise urkundlicher Art zugelassen, insbesondere Stadtbücher, die etwa über Eigentums- und Schuldverhältnisse der Prozessbeteiligten Auskunft gaben, und Städtebriefe, in denen andere Städte einen konkreten Sachverhalt beurkundeten, der für ein bestimmtes Rechtsverfahren in Reval von Belang war. Zur Kategorie der Beweise zählten des Weiteren Nächstenzeugnisse, in denen verwandtschaftliche Beziehungen der Akteure beglaubigt wurden, oder *Tovorsichtsbrieve* (Zuversichtsbriefe), in denen eine andere Stadt dem Rats-

¹ WILHELM EBEL (Hrsg.): Lübecker Ratsurteile, 4 Bde., Göttingen 1955-1967.

gericht in Reval erklärte, es würden ihm keine Nachteile aus dem im Brief geäußerten Anliegen erwachsen. Zeugenbeweise waren ebenfalls zugelassen, wobei die Unparteilichkeit des jeweiligen Zeugen oberste Priorität hatte. Verwandte und Freunde beispielsweise lehnte das Ratsgericht strikt als „nullitates“ ab. Beweise jeglicher Art waren unmittelbar vor Gericht, in der Regel im Beisein von mindestens zwei Ratsherren, vorzulegen. Das Revaler Ratsgericht schloss das Zivilrechtsverfahren durch ein Beweisurteil oder Endurteil ab. Zu den Beweisurteilen zählte das bedingte Urteil, das dem Kläger innerhalb einer festgelegten Frist einen endgültigen Beweis für die Rechtmäßigkeit seiner Klage abverlangte, das bedingte Urteil, das vorbehaltlich eines Gegenbeweises durch den Beklagten gefällt wurde, und das endgültige Urteil, das die bereits vorgebrachten Beweise vorbehaltlos anerkannte und ihnen auf diese Weise Wirkung verlieh oder sie vollständig verwarf. Endurteile hingegen würdigten nicht alleine die vorgebrachten Beweise, sondern enthielten auch Aussagen zu den Rechtsfolgen. Der Vf. kann für seinen Untersuchungszeitraum einen deutlichen Anstieg der Endurteile attestieren und bestätigt damit Beobachtungen, wie sie die rechts-geschichtliche Forschung² z.B. auch für das Land- und Ritterrecht im Baltikum gemacht hat.

Welche Bedeutung der Oberhof in Lübeck für das Ratsgericht in Reval besaß, wird in jenen Fällen deutlich, in denen das gesprochene Urteil durch einen oder mehrere Prozessbeteiligte angezweifelt wurde. Solche Einsprüche gelangten vor den Oberhof. Sie endeten häufig mit einer Urteilsschelte: In diesem Fall wurde das gescholtene Urteil durch ein neues ersetzt, das Verfahren jedoch nicht wieder aufgerollt. Bei der Appellation wurde der Rechtsstreit hingegen ein weiteres Mal, nun vor dem Oberhof, verhandelt. Erging ein Oberhofspruch, dann musste dieser zunächst in ein Urteil der Stadt Reval transformiert werden, bevor er Rechtskraft erlangte. Blieben Urteilsschelte und Appellation aus, war bereits das erstinstanzliche Urteil rechtskräftig. In diesem Zusammenhang kann der Vf. die These Jürgen Weitzels³ widerlegen, wonach der Lübecker Oberhof zumeist auf die verfahrenstechnisch einfachere Urteilsschelte zurückgegriffen habe, weil es die erstinstanzlichen Urteile aus Reval für nicht bindend hielt.

Der Wert des besprochenen Buches liegt insbesondere darin, dass das zivilrechtliche Prozessverfahren in einem Zeitraum behandelt wird, der vom Wandel des durch mittelalterliche Rechtstraditionen gekennzeichneten hin zu einem modernen, stärker an das römische Recht angelehnten Stadtrecht bestimmt ist. Der vom Vf. konstatierte Bedeutungsanstieg von Gegenbeweisen der beklagten Partei ist ein deutliches Indiz für diese Entwicklung. Hervorzuheben ist ferner, dass K. mit seiner Entscheidung, das Prozessverfahren zu untersuchen, neue Impulse für die Transfergeschichte geben kann: Nicht mehr nur der Transfer von Rechtsnormen steht nunmehr im Blickpunkt der Forschung, sondern auch der Transfer von Rechtspraktiken über institutionelle und staatliche Grenzen hinweg. Die Einbeziehung des lübischen Rechtszuges gibt darüber hinaus einen interessanten Einblick in Aushandlungsprozesse zwischen verschiedenen Instanzen der Rechtsprechung. Es wäre zu wünschen, dass diese Arbeit einen größeren Leserkreis über die Rechtsgeschichte hinaus findet, denn sie kann wertvolle Anregungen für eine vergleichende Geschichte des Prozessverfahrens und der Rechtsorgane im Ostseeraum geben.

Kiel

Martina Thomsen

² Oswald SCHMIDT: *Rechtsgeschichte Liv-, Est- und Curlands*, Dorpat 1894 [Nachdruck Hannover 1968].

³ Jürgen WEITZEL: *Über Oberhöfe, Recht und Rechtszug. Eine Skizze*, Göttingen – Zürich 1981.

Klaus Garber: Martin Opitz, Paul Fleming, Simon Dach. Drei Dichter des 17. Jahrhunderts in Bibliotheken Mittel- und Osteuropas. (Aus Archiven, Bibliotheken und Museen Mittel- und Osteuropas, Bd. 4.) Böhlau. Köln u.a. 2013. XVII, 648 S. ISBN 978-3-412-20648-2. (€ 89,90.)

Klaus Garber hat seit den 1970er Jahren im Rahmen der von ihm in der Mitte der 1980er Jahre begründeten Forschungsstelle Literatur der Frühen Neuzeit und des Instituts für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit der Universität Osnabrück systematisch nach historischen deutschen Altbeständen in Bibliotheken Polens, der baltischen Staaten und Russlands geforscht und viel Verlorengeglabtes in diesen „Schatzhäusern“ gefunden¹, darunter insbesondere verstreute Bestände aus Königsberger Bibliotheken. Ein Ergebnis seiner hartnäckigen Suche ist das seit 2001 erscheinende, bislang in 31 Bänden vorliegende *Handbuch des personalen Gelegenheitsschrifttums in europäischen Bibliotheken und Archiven*, das eine bis dahin unterbewertete, nicht nur personengeschichtlich relevante Literaturgattung erstmals überhaupt erschließt und in ergänzenden Mikroficheeditionen zugänglich macht. Der vorliegende Band vereinigt drei Studien von jeweils monografischem Umfang zu den im Titel genannten Dichtern des 17. Jh., Martin Opitz, Paul Fleming und Simon Dach, von denen G. bei seinen systematischen, durchaus detektivisch zu nennenden Bibliotheksrecherchen Werke wiederentdeckt oder neu aufgefunden hat.

Von der barocken Überschrift „Daphnis. Ein unbekanntes Epithalamium und eine wiederaufgefundene Ekloge von Martin Opitz in einem Sammelband des schlesischen Gymnasium Schönaichianum zu Beuthen in der litauischen Universitätsbibliothek Vilnius“ des Beitrags über Martin Opitz (1597-1639) sollte man sich nicht abschrecken lassen. G. beginnt mit der Geschichte der Entdeckung der Opitz-Drucke in Wilna. Er skizziert die Bibliotheksgeschichte vom „gegenreformatorischen gelehrten Vilnius“ bis zum „Katastrophen-Jahrhundert“ (S. 13), wobei – an vielen Stellen dieses Bandes – die Literaturangaben (auch in osteuropäischen Sprachen) den Text nach ihrer Menge um ein Vielfaches übertreffen. Er rekonstruiert den Weg der entdeckten Zimelie über die Bibliothek des 1832 aufgelösten Dominikanerklosters in Grodno nach Wilna. In 14 Text- und gut 300 kleingedruckten, einen erschöpfenden Literaturbericht bietenden Anmerkungszeilen informiert er über das Gymnasium im niederschlesischen Beuthen an der Oder und die anderen Beiträge dieses Sammelbands von sieben lateinischen Gelegenheitsdrucken mit dem Erstdruck des Hochzeitsgedichts Opitz', das George Schulz-Behrend in seine kritische Opitz-Gesamtausgabe nur nach einer späteren Fassung aufnehmen konnte. Bevor G. auf die Tobias Scultetus gewidmete Ekloge näher eingeht, ordnet er sie gattungs- und literaturgeschichtlich in den europäischen Kontext ein. G. hat den Sammelband mit dem Erstdruck aus der Berliner Staatsbibliothek in Wilna wieder aufgefunden (zur Auslagerungsgeschichte Anm. 78 auf S. 64 f.), ediert ihn erstmals, ergänzt um die deutsche Übersetzung, und umreißt sein „böhmisch-schlesisches Kräftefeld“ (S. 71). Bevor er sich dem Inhalt zuwendet, geht G. ausführlicher auf Scultetus und die unzureichend untersuchte schlesische barocke Biografistik ein. Das im Anhang abgedruckte „Verzeichnis bio-bibliographischer handschriftlicher und gedruckter Hilfsmittel zur schlesischen Personenkunde der Frühen Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung des Späthumanismus“ (S. 97-157) erschließt – vorzüglich kommentiert und annotiert – einen Quellenfundus, den G. für das Osnabrücker Forschungsinstitut verfilmen lassen konnte.

¹ Vgl. KLAUS GARBER: *Das alte Buch im alten Europa. Auf Spurensuche in den Schatzhäusern des alten Kontinents*, München 2006; DERS.: *Schatzhäuser des Geistes. Alte Bibliotheken und Büchersammlungen im Baltikum*, Köln 2007.

Der zweite, nach der Erstveröffentlichung 1988² jetzt wesentlich erweiterte Beitrag „Paul Fleming in Riga“ umfasst die kritische Edition dessen lateinischer und deutscher Gedichte aus der in Riga erhaltenen Sammlung Gadebusch. Fleming (1609-1640) besuchte Riga als Hofmeister des Herzogs von Holstein-Gottorp während dessen „Moskowitischer Reise“ 1633 und 1635. G. rekonstruiert den historischen Kontext, erschließt Fleming-Drucke in Russland und im Baltikum und porträtiert den Sammler und Gelehrten Friedrich Konrad Gadebusch (1719-1788) und dessen Nachlass.

Schon im Titel der dritten Studie „Die zerstobene Kürbishütte“ charakterisiert G. die komplizierte Werküberlieferung des in Memel geborenen Königsberger Autors Simon Dach (1606-1659) und liefert zunächst eine detaillierte Editions- und Rezeptionsgeschichte einschließlich des editorischen Beitrags der Musikwissenschaft bis zu der von Walther Ziesemer verantworteten Ausgabe (1936-1938) und deren problematischer methodischer Fundierung. Im zweiten Teil berichtet G. von der Wiederentdeckung der von Erich Trunz 1973 noch für vernichtet erklärten „großen sammlerischen Einheiten“ (S. 423, 625) aus Königsberger Bibliotheken in Russland, den baltischen Staaten und in Polen und beschreibt die entdeckten Sammelbände. Die größte Sammlung von Dach-Drucken hat allerdings Johann Kaspar Arletius (1707-1784) in Breslau zusammengetragen, sie ist in der dortigen Universitätsbibliothek erhalten. Ausführlich geht G. der Frage nach, auf welche Weise Arletius die Drucke erworben hat, beschreibt diese kurz und fordert eine detaillierte bibliografische und bibliologische Erfassung: „Die desolante editorische Situation potenziert sich im Blick auf die bibliographische Erschließung“ (S. 599). Weiter weist er auf Dach-Bestände in Deutschland und im Ausland hin und auf ein weites Feld von Forschungsmöglichkeiten. Es fehlten allerdings die dazu notwendigen „Stätten der Forschung“, und G. hat wegen der „sich kontinuierlich perpetuierenden Auszehrung“ der Universitäten (S. 630) wenig Hoffnung auf ihre Einrichtung, sieht offensichtlich „die Überlieferung gerade auch unserer älteren Literatur im Fach“ (S. XVII) gefährdet.

G.s Sammlung enthält mehr als nur vorzügliche Studien zu den drei im Titel genannten wesentlichen Dichtern des frühen 17. Jh.s und ihrer Überlieferungsgeschichte. Er leistet einen grundlegenden Beitrag zur Erforschung des Schicksals deutscher historischer Buchbestände während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Bei der Lektüre spürt man, dass er das „Glück, das die Göttin des Zufalls für den passionierten Sammler und Spurensuchenden stets wieder bereithält“ (S. 5), erfahren hat. Im Opitz-Beitrag entwirft der Vf., reich annotiert mit Literaturhinweisen zum historischen Befund und zur bibliothekarischen Überlieferung, ein breites Spektrum des schlesischen Späthumanismus, zu Fleming eröffnet er den Blick auf die frühneuzeitliche baltische Sammlungstradition, bei Dach berücksichtigt er ein weites Umfeld und bietet immer wieder Hinweise auf die besuchten Bibliotheken. Mit philologischer, bibliografischer und bibliotheksgeschichtlicher Akribie fasst der „Biblio-Archäologe“ (Wolfgang Adam in der Würdigung zur Verleihung der Ehrendoktorwürde in Hamburg 2003) in Text und Anmerkungen ein gewaltiges Wissen zusammen, von dem die auf das 17. Jh. bezogene germanistische, historische und bibliothekswissenschaftliche Frühneuezeitforschung noch lange profitieren wird.

Viersen

Wolfgang Kessler

² NORBERT HONSZA, HANS-GERT ROLOFF (Hrsg.): Daß eine Nation die ander verstehen möge. Festschrift für Marian Szyrocki zu seinem 60. Geburtstag, Amsterdam 1988, S. 255-302.

W poszukiwaniu religii doskonałej? Konwersja a Żydzi. [Auf der Suche nach einer perfekten Religion? Die Konversion und die Juden.] Hrsg. von Agnieszka Jagodzińska. (Bibliotheca Judaica, Bd. 8.) Wydawn. Uniwersytetu Wrocławskiego. Wrocław 2012. 255 S. ISBN 978-83-229-3216-2. (PLN 35,-)

Den Ausgangspunkt für diesen Band bildet der Versuch, Konversion aus mehreren Perspektiven zu beschreiben, wobei die Konversion selbst als eine Veränderung im religiösen Sinne interpretiert wird, diese aber in sehr unterschiedliche Richtungen stattfand. Es kommen also mehrere Aspekte zum Vorschein, die nicht nur den Übertritt vom Judentum zum Christentum und umgekehrt betreffen, sondern auch Übertritte innerhalb des Judentums, was sich mit der „Suche nach Perfektion“ gleichsetzen lässt. Der Band besteht aus 14 Beiträgen, in denen die Autoren einerseits die Ergebnisse langjähriger Forschung und andererseits Gedanken über neue Forschungsperspektiven mitteilen.

Im ersten Artikel zeigt Jakub Goldberg, wie vielseitig die Forschung zur Judenkonversion im ehemaligen Königreich Polen ist, indem er auf die wichtigsten behandelten Forschungsfragen hinweist und deren Universalismus betont: Unabhängig davon, zu welcher Zeit und in welchem Gebiet die jeweils erforschte jüdische Gemeinschaft lebte, werden stets dieselben Forschungsfragen gestellt. Für Adam Kaźmierczyk bildet die Konversion eines Rabbiners aus Szydłów, der nach der Taufe Jan Jakub Szydłowski genannt wurde, den Ausgangspunkt für die Analyse der Auseinandersetzung sowohl um das Amt des Rabbiners im Krakauer Land zwischen den Familien Lewkowicz und Landau als auch um die weltliche Macht in der Region Krakau-Sandomir (Kraków-Sandomierz). Kaźmierczyk befasst sich auch mit dem Hochadel, der die beiden Familien unterstützte. Przemysław Zarubin bringt die Konversionen in Krakau in der Regierungszeit König Stanisław Augusts zur Sprache. Eine gründliche Archivrecherche ermöglicht es ihm, nicht nur die quantitativen Aspekte der Konversionen zu zeigen, sondern auch alle damit zusammenhängenden Prozesse zu analysieren: von der Entscheidungsfindung über die Umstände der Feierlichkeiten bis hin zu dem weiteren Schicksal der Konvertierten und der Unterstützung, die sie von christlicher Seite empfangen. Eine besondere Gruppe von Konvertiten bildeten die Juden, die aufgrund eigenen Ehrgeizes oder der Ermunterung seitens ihrer adligen Betreuer in den Adelsstand erhoben wurden. Auf dieses Thema konzentriert sich Stefan Gąsiorowski, der die Nobilitierung jüdischer Konvertiten in Polen und in Litauen in der Zeit vom 15. bis zum 18. Jh. erforscht.

Die antijüdische Abhandlung *Der wahre Messias*, die von Joannicjusz Galatowski im Jahre 1669 veröffentlicht wurde, ist Golda Akiezers Grundlage für die Analyse des Verhältnisses der orthodoxen Religion zur Häresie von Schabbataj Zwi, die sich seit den 1640er Jahren im Nahen Osten und im südöstlichen Europa entfaltete. Die Vf. betont, dass Galatowski den christlich-jüdischen Beziehungen sowie dem Risiko, dass sich die Christen der Schabbataj Zwi-Bewegung anschließen könnten, große Aufmerksamkeit schenkt. Aleksander L. Lwow schreibt über die Bewegung der Judaisierenden in Russland und ihrer Neigung, sich eher mit religiösen Alltagspraktiken und Verhaltensnormen als mit ihrer Konfession an sich zu beschäftigen. Jan Doktor wendet sich in seinem Beitrag der Missionstätigkeit der christlichen Kirchen zu, indem er darstellt, wie und mit welchem Erfolg sie die Entscheidung der Juden über eine Konversion beeinflussten. Er berücksichtigt vor allem die polnischen Juden, die aufgrund der messianischen Bewegungen in 18. Jh. und der durch ihn ausgelösten religiösen Konflikte auf die Ausübung ihrer Religion verzichteten. Marcin Wodziński befasst sich mit der Behandlung der Chassidim als Sekte und mit der Frage, ob ein Beitritt durch andere Juden als Konversion angesehen wurde, besonders unter den Gruppen, die den Chassidim feindlich gegenüberstanden. Eine ähnliche Thematik, die an die Frage der Konfessionsänderung innerhalb einer Religion anknüpft, präsentiert Agnieszka Jagodzińska. Sie beschäftigt sich mit der von Ludwik Zamenhof erstellten Konzeption einer universalen Religion. Der Frage nach der Motivation und den Umständen einer Konversion geht am Beispiel von Henryk Nusbaum, eines bekannten Publizisten und sozial engagierten Arztes, der um 1900 in Warschau tätig war, nach.

Tomasz Duda nach. In Bezug auf die polnische populäre Literatur um 1900 und die dort auftretenden Motive weist Małgorzata Domańska nach, dass dort unabhängig von der Einstellung der Autoren eine nicht-religiöse Motivation der Konvertiten angenommen wird. Anna Landau-Czajka interpretiert die Beziehung assimilierter Kreise und akkulturierter Juden zu einem jüdischen Konvertit in der Zwischenkriegszeit. Denselben Zeitraum betrifft auch der Text von Jolanta Żyduł, die sich auf die Konversion bei den Lodzer Juden konzentriert. Sie nennt viele statistische Angaben und analysiert an konkreten Beispielen bestimmte Motivationen der Konvertiten. Den Abschluss bildet ein Artikel des Rabbiners Iechak Rapoport, der die Konversion aus der Perspektive der Halacha und des orthodoxen Judentums betrachtet und seine Aufmerksamkeit besonders auf solches Verhalten und solche Taten richtet, die bestimmen, wer ein Jude ist oder nicht – damit meint er nicht die religiöse Überzeugung. Er nennt auch viele Beispiele der talmudischen Literatur, die sich seit dem 17. Jh. mit dem Problem der Konversion beschäftigt.

Die Forschungen der Autoren dieses Bandes bestätigen die auch in anderen Arbeiten zu Konversionen vertretene Meinung, dass die Entscheidung über eine Konfessionsänderung nicht zuallererst auf geistigen, sondern auf gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Aspekten beruhte. Sie führten dazu, dass der Konvertit nicht nach religiöser „Vollkommenheit“ strebte, sondern auf neue Möglichkeiten hoffte, seine gesellschaftliche oder nationale Zugehörigkeit zu verändern.

Katowice

Barbara Kalinowska-Wójcik

Israel Bartal: Geschichte der Juden im östlichen Europa. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2010. 223 S., 8 Ill., 3 Kt. ISBN 978-3-525-36382-9. (€ 39,90.)

Antisemitism in Eastern Europe. History and Present in Comparison. Hrsg. von Hans-Christian Petersen und Samuel Salzborn. (Politische Kulturforschung, Bd. 5.) Lang. Frankfurt am Main u.a. 2010. 245 S. ISBN 978-3-631-59828-3. (€ 39,80.)

Das Verfassen einer Darstellung von hundert Jahren jüdischen Lebens in Osteuropa auf 180 Seiten gehört vermutlich zu den größeren Herausforderungen, die das historiografische Schreiben zu bieten hat. Schließlich gilt es nicht nur, komplexe Zusammenhänge in Kürze wiederzugeben, sondern auch, sie in eine lesbare Geschichte zu fassen. Ein solches Buch ist Israel Bartal mit seiner Geschichte der Juden im östlichen Europa gelungen. Dem Text ist auf positive Weise anzumerken, dass er auf eine Reihe von Essays für eine Rundfunkserie zurückgeht: Jedes Kapitel der schlanken Synthese liest sich flüssig, verfolgt eine eigene Frage und könnte auch für sich allein stehen. Die Kohäsion des Bandes leidet darunter nicht, deutlich ist B.s Narrativ von der Transformation der jüdischen Gemeinschaft von einer Gruppe unter anderen in einer vormodern-ständischen Gesellschaftsordnung hin zu einer Minderheit in einem imperialen, von aufstrebenden Nationalbewegungen geprägten Kontext nachzuvollziehen. Innerhalb dieses Rahmens führt das Buch in großen Zügen in die politische und kulturelle Geschichte der Juden im östlichen Europa ein und widmet auch sozioökonomischen Strukturen Aufmerksamkeit, die B. als wichtige Triebfeder der von ihm beschriebenen Entwicklung betrachtet. Es wird dabei wenig Vorwissen vorausgesetzt, auch Grundsätzliches erklärt, sodass das Buch auch von Studierenden und historisch Interessierten mit Gewinn gelesen werden kann.

Die geografische Eingrenzung der Darstellung orientiert sich an der Bevölkerungsgruppe, deren Geschichte erzählt wird, den Juden Polen-Litauens. Dessen erste Teilung dient dem Autor als Einstiegszäsur, von der aus er die weitere Geschichte der jüdischen Gemeinschaft unter der jeweiligen neuen Herrschaft verfolgt, wobei er die Bewohner der preußischen Teilungsgebiete allerdings dem deutschen Judentum zuordnet und im Weiteren kaum noch erwähnt. Trotz der so gewählten Zäsur betont B., dass „viele der sozialen, ökonomischen und kulturellen Züge, die die Verbindung zwischen dem polnischen Feudalsystem und den Juden kennzeichneten, noch lange nach 1772 vorhielten“ (S. 11). Dementsprechend spielen in seiner Darstellung neben den getrennten Entwicklungswegen im

Russländischen und im Habsburgerreich Kontinuitäten und Gemeinsamkeiten über deren Grenzen hinweg eine große Rolle. Dies gilt auch für Konflikte: So verweisen für B. die Auseinandersetzungen zwischen Chassidim, Mitnagdim und Maskilim vor allem auch auf das Fortbestehen eines gemeinsamen „kulturellen Systems, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Juden des östlichen Europa auf beiden Seiten der russisch-österreichischen Grenze miteinander verband.“ (S. 65)

Als ein transeuropäisches Phänomen ordnet B., neueren Forschungserkenntnissen entsprechend, die jüdische Aufklärung (Haskalah) ein, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Dem auch von ihm betonten Umstand zum Trotz, dass es sich bei ihren Anhängern immer nur um eine kleine Minderheit innerhalb der jüdischen Bevölkerung handelte, schreibt er der Haskalah auf mehrfacher Ebene große Bedeutung zu. Einerseits verweist er auf ihre präformierende Rolle für das Schreiben der jüdischen Geschichte Osteuropas. Diese sei bis in die Gegenwart auch von durch die Maskilim geprägten Periodisierungen, Begrifflichkeiten und Wertungen beeinflusst. Andererseits stelle die Haskalah in dem von ihm beschriebenen Transformationsprozess durch die in ihrem Umfeld entstehende osteuropäisch-jüdische Presseöffentlichkeit und das ethnografische und historische Interesse ihrer Anhänger am osteuropäischen Judentum das Bindeglied auf dem Weg von der vormoderne Ordnung zu einer „neuen nationalen Identität“ dar (S.112).

Die Darstellung endet mit dem erstarkenden Antisemitismus im Russländischen Reich ab den 1860er Jahren und den Pogromen von 1881, die für B. das „Ende eines Jahrhunderts jüdischer Geschichte in Osteuropa und den Beginn einer neuen Epoche für das damals größte jüdische Kollektiv der Welt“ (S. 156) markieren – eine Bewertung, die die jüngere Forschung eher relativiert hat, die es dem Vf. aber ermöglicht, seine Geschichte der Nationswerdung schlüssig zu vollenden. Nicht zuletzt durch den gewählten Zeitausschnitt ist B. ein thesenfreudiges Buch mit einem starken Narrativ gelungen, das sich auch dadurch auszeichnet, dass es zum Nachdenken über die Wirkungen und Nebenwirkungen historischen Periodisierens anregt.

Wo B.s Darstellung endet, nimmt in gewisser Weise Hans-Christian Petersens und Samuel Salzborns vergleichender Sammelband den Faden auf. Er zielt darauf ab, die Resultate bisheriger Antisemitismusforschung wie auch die zugehörige Theoriebildung um eine osteuropäische Dimension zu ergänzen. Dies sei notwendig, da sich sowohl Rahmenbedingungen als auch Ausprägungen des Antisemitismus in Osteuropa von jenen in den westeuropäischen Ländern unterschieden, beginnend mit einer abweichenden Periodisierung: Hier sei weniger das Ende des Zweiten Weltkriegs, sondern es seien vielmehr die Zäsuren 1917 und 1989/90 in den Blick zu nehmen. Das Osteuropa, dem dieser vergleichende und ergänzende Blick gilt, umfasst Russland, Polen, Ungarn, Böhmen, Lettland und Litauen sowie Jugoslawien und Rumänien, wobei die gegenwärtigen Nationalstaaten den Zuschnitt der Beiträge vorgeben. Diese Einteilung stellt die Autoren zum Teil vor große Aufgaben. So fasst Chaim Frank in seinem Beitrag zu Jugoslawien, der jede der ehemaligen Teilrepubliken berücksichtigt, Entwicklungen aus ganz unterschiedlichen historischen Kontexten zusammen. Das Resultat trägt folgerichtig etwas lexikonartige Züge, schafft aber gerade in dieser Zusammenschau auch Vergleichsmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Entwicklungen von Antisemitismus in dieser ehemaligen Kontaktzone zweier Imperien. Die Beiträge zu den ostmitteleuropäischen Ländern wiederum müssen das beobachtete Gebiet aus seinem imperialen bzw. sowjetischen historischen Kontext lösen. Durch den starken Akzent, den der Band auf die gegenwärtige Situation und deren Genese legt, erscheint die Einteilung aber als sinnvoll. Gute Dienste leistet in diesem Zusammenhang auch der Beitrag von Petersen, der sich mit Russland vom späten 18. Jh. bis in die Gegenwart befasst und so eine ergänzende Perspektive schafft. Wie alle Beiträge in diesem Band präsentiert auch dieser eine Synthese und Diskussion der Forschung. Dabei orientiert sich P. an Wolfgang Benz' Modell der verschiedenen Erscheinungsformen von Antisemitismus: als religiös begründetem Anti-Judaismus, als biologistisch fundiertem Antisemitismus, als „sekundärem“, auf Schuldabwehrreflexen basierendem Antisemitis-

mus und als Anti-Zionismus. Diese Kategorien werden mit unterschiedlichem Resultat auf ihre Anwendbarkeit auf die russländische bzw. sowjetische Geschichte hin untersucht. So spielten etwa in der Nachkriegszeit anti-zionistische Ausprägungen von Antisemitismus früher als im Westen eine zentrale Rolle, ebenso aber die Tabuisierung der Shoah als ein gegen *jüdische* Sowjetbürger gerichtetes Verbrechen, was P. als die sowjetische Variante des „guilt-deflecting antisemitism“ (S. 184) interpretiert. P. verweist darüber hinaus auf eine weitere Erscheinungsform von Antisemitismus: Vor allem im ausgehenden Zarenreich habe dieser auch als Abwehrreaktion gegen die wirtschaftlichen und sozialen Begleiterscheinungen der Moderne fungiert.

Die vergleichende Lektüre der weiteren Beiträge vermittelt ein ähnliches Muster einer Mischung aus „klassischen“ Manifestationen von Antisemitismus und spezifischen Erscheinungsformen. Antisemitismus als Teil einer reaktionären, sich selbst als Opfer der Moderne begreifenden Weltsicht schildert beispielsweise auch Magdalena Marsovszky in ihrer Beschreibung des gegenwärtig in Ungarn anzutreffenden Amalgams aus Antisemitismus, Antiziganismus und Homophobie. Sie ordnet dies als einen von jeglicher Erfahrung mit Angehörigen der angefeindeten Gruppen losgelösten „cultural code“ bzw. als „cultural essentialism“ (S. 52) ein, in dem Juden als Chiffre für das abzulehnende Fremde und Neue stünden. Die Wurzeln dieser Haltung verortet sie im Aufkommen völkischen Gedankenguts im 19. und frühen 20. Jh., das auch die sozialistische Zeit überdauerte und mit deren Ende prägende Wirkung entfalten konnte.

Auch andere Beiträge verweisen auf Verquickungen nationaler Emanzipationsbestrebungen und anti-jüdischer Ressentiments. So schildert etwa Michal Frankl in seinem Beitrag zu Böhmen anti-jüdische Vorwürfe tschechischer Nationalisten über die „Germanisierung“, d.h. Akkulturation der Juden an die deutsche anstatt an die tschechische Kultur. F. will diesen Diskurs allerdings noch nicht als Ausdruck eines eindeutigen Antisemitismus verstanden wissen, den er erst mit der Verdrängung des liberalen durch einen radikaleren und exkludierenden Nationalismus im späten 19. Jh. aufkommen sieht, der sich in der Zwischenkriegszeit auch als Ausdruck der Ablehnung gegenüber der multiethnischen Tschechischen Republik fortgesetzt habe.

In die Zwischenkriegszeit ist auch die Blüte einer weiteren Erscheinungsform von Antisemitismus, vor allem in Ostmitteleuropa, zu datieren, nämlich der Verquickung von Antisemitismus und Antikommunismus, wie Klaus-Peter Friedrich am polnischen Beispiel aufzeigt. Auf die Langlebigkeit derartiger Feindbilder verweist der Beitrag von Svetlana Bogojavlenska, die feststellt, dass das Stereotyp vom „jüdischen Tschekisten“ in Lettland die sowjetische Ära überdauert habe. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurde es in einem antisemitischen Diskurs der Schuldabwehr für den Versuch herangezogen, die Kollaboration mit den deutschen Besatzern mit der angeblich federführenden jüdischen Beteiligung an stalinistischen Repressionen zu rechtfertigen. Ähnliche Tendenzen vermerkt auch Mordechai Zalkin in seinem Beitrag zu Litauen. Hier sei nach der Unabhängigkeit zwar ein energisches Bekenntnis der Regierung zu Verantwortung und Aufarbeitung zu verzeichnen, dem jedoch Tendenzen zu Leugnung und Rechtfertigung, vor allem aber ein stark ausgeprägtes Bewusstsein des eigenen Opferstatus entgegenstünden, das sich beispielsweise in der These der „zwei Genozide“ niederschläge. Die Reihe der Länderbeiträge endet mit Mariana Hausleitners Aufsatz zu Rumänien. Sie hebt in ihrer Analyse einerseits die Bedeutung der stark verzögerten gesetzlichen Emanzipation in Rumänien hervor, die die traditionelle Wahrnehmung der Juden als das Fremde bestärkt habe. Andererseits betont sie auch sozioökonomische Strukturen und die Wirtschaftskrise der 1930er Jahre als Ursache von Judenfeindlichkeit und antijüdischer Gewalt und unterstreicht damit die Bedeutung eines Faktors, auf den beispielsweise auch Friedrich und Bogojavlenska in ihren Beiträgen verweisen. Hier scheint in Bezug auf Osteuropa die erklärende Reichweite klassischer Antisemitismustheorien, die Samuel Salzborn im letzten Beitrag vorstellt, ausgeschöpft, definieren diese doch Antisemitismus als ein von der tatsächlichen Koexistenz losgelöstes Phänomen. S. liefert eine Metaanalyse der Beiträge vor

dem Hintergrund der vorgestellten Antisemitismustheorien. Er interpretiert dabei die in der Geschichte Osteuropas zu beobachtenden Erscheinungsformen von Antisemitismus als eine regressive Auflehnung gegen die Moderne in ihrer liberalen wie auch in ihrer sozialistischen Erscheinungsform. Dessen Fortdauern bzw. Wiederaufleben nach dem Zusammenbruch des Sozialismus in Europa schreibt er sowohl dem sozialistischen Anti-Zionismus und der Ignoranz gegenüber dem antisemitischen Charakter der NS-Verbrechen als auch einem aus dieser Zeit herrührenden Demokratiedefizit zu, das es dem Individuum erschwere, sich von überkommenen Denkschemata zu lösen.

In der Zusammenschau liefern die Beiträge einen ebenso breiten wie profunden Überblick über Antisemitismus im östlichen Europa in Geschichte und Gegenwart, der durch die Mischung zwischen Ähnlichkeiten und Eigenheiten dazu anregen sollte, einen neuen Blick auch auf „westeuropäische“ Entwicklungen zu werfen, und den Wunsch nach einer gesamteuropäischen Perspektive auf dieses Thema weckt.

Gießen

Birte Kohtz

Urszula Kosińska: August II w poszukiwaniu sojusznika. Między aliansem wiedeńskim i hanowerskim (1725-1730). [August II. auf der Suche nach einem Verbündeten. Zwischen dem Vertrag von Wien und der Allianz von Herrenhausen (1725-1730).] Neriton. Warszawa 2012. 557 S., 6 Ill. ISBN 978-83-7543-227-5. (PLN 68,-)

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um die an der Universität Warschau entstandene Habilitationsschrift von Urszula Kosińska. Sie untersucht die Außenpolitik Augusts des Starken in dessen letzten Herrschaftsjahren. Die Vf. nimmt die Ereignisse des Jahres 1725 zum Ausgangspunkt. Nach dem Tode Peters des Großen und dem Abschluss des Vertrags von Wien sowie der Allianz von Herrenhausen musste das Kurfürstentum Sachsen seine Außenpolitik neu ausrichten. Die Hoffnung Augusts des Starken, ein Bündnis mit einer der europäischen Mächte zu schließen, zerstreute sich 1730 mit den Veränderungen auf der politischen Bühne Westeuropas sowie mit der Erhebung Anna Ivanovnas auf den Zarenthron und der damit verbundenen Konsolidierung der russischen Diplomatie. Die gewählten zeitlichen Zäsuren lassen sich somit plausibel begründen.

In Anbetracht der Tatsache, dass „die Außenpolitik Augusts II. in den letzten Jahren seiner Regierungszeit kaum erforscht worden ist“ (S. 9), setzt sich die Vf. zum Ziel, unter Berücksichtigung des internationalen Horizonts „das chronologische Gerüst zu rekonstruieren“ (S. 17). Dies lässt sie Fragen nach den Zielen, Aufgaben und Chancen der sächsischen Diplomatie beantworten. Die Grundlage der Studie bilden Archivquellen, vor allem die diplomatische Korrespondenz. K. erforschte intensiv die Bestände des Hauptstaatsarchivs Dresden (75 Signaturen). Außerdem nutzte sie Akten aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin und dem Archiv Vnešnej Politiki Rossijskoj Imperii in Moskau.

Die Arbeit ist in neun chronologisch-sachliche Abschnitte eingeteilt. Die ersten zwei führen den Leser in die Problematik ein. K. stellt zuerst die politische Bühne Europas in den Jahren 1720-1725 vor. Danach geht sie auf die Lage Sachsens und Polens nach der Beendigung des Nordischen Krieges ein. Sie analysiert die sächsische Außenpolitik und konzentriert sich auf die wesentlichsten Fragen: die polnische und bis zu einem gewissen Grad auch die österreichische Thronfolge. Im Fokus des dritten Kapitels steht die 1725/26 am Dresdner Hof geführte Diskussion über die Direktiven der sächsischen Außenpolitik. Lehrreich sind die Anmerkungen über das eklatante Missverhältnis zwischen ambitionierten Plänen und geringen Aussichten auf deren Verwirklichung.

In den nächsten Kapiteln werden die Beziehungen Sachsens mit Österreich, Preußen, Frankreich und Russland thematisiert. Dabei übergeht die Vf. allerdings England-Hannover, das ebenfalls eine nicht unwichtige Rolle spielte. Im vierten und fünften Kapitel analysiert sie die sächsisch-österreichischen Beziehungen bis 1729. August II. sprach sich für eine Annäherung an den Kaiserhof aus. Die königlichen Pläne seien daran gescheitert, dass

Karl VI. „kein Interesse an einem Bündnis mit Sachsen gehabt [habe], für das er irgend etwas hätte opfern müssen“ (S. 203). Der Kaiser, der mit Russland verbündet war und geordnete Beziehungen zu Preußen pflegte, habe nicht beabsichtigt, den sächsischen Kurfürsten ausgerechnet in Polen zu fördern, wo es zu Interessenkollisionen kommen musste. Die dramatische Lage des Dresdner Hofes beweist aus ihrer Sicht zusätzlich die Tatsache, dass gute Beziehungen mit Karl VI., der nicht vorhatte, die sächsischen Ambitionen zu unterstützen, Grundlage des augustinischen Systems blieben. Es habe an einer anderen, sicheren Alternative gefehlt.

Das sechste Kapitel ist den preußisch-sächsischen und preußisch-polnischen Beziehungen gewidmet, die K. anhand von sächsischen und preußischen Archivquellen nachzeichnet. Sie schildert die „negative Polenpolitik“ Preußens, die für dessen Allianz mit Russland die Grundlage gebildet habe. Das Verhältnis Friedrich Wilhelms I. zu Sachsen sei von seiner Beziehung zum Hause Romanov abhängig gewesen. Wegen des Todes Katharinas I. und Ängsten vor Instabilität in der Region schloss der preußische König mit dem sächsischen Kurfürsten im Januar 1728 einen Freundschaftsvertrag. Daraus sei aber keine beständige Kooperation beider Staaten erwachsen, da Friedrich Wilhelm I. nicht geplant habe, sächsische Forderungen anzuerkennen. August II. wiederum habe gehofft, dass die Annäherung an Preußen seine Verhandlungsbasis stärken und den Weg für eine Allianz mit Österreich ebnen könne. Im siebten Kapitel zeigt sich jedoch, dass nicht der Wettiner, sondern der Hohenzoller die Lage ausnutzte und im Dezember 1728 einen Allianzvertrag mit dem Kaiser schloss. Karl VI. habe August II. gegenüber keine positiven Absichten gehegt und sich dessen Sohn nicht auf dem polnischen Thron gewünscht. Vom Sachsen habe er nur die Anerkennung der pragmatischen Sanktion gefordert. Angesichts der verbesserten Beziehungen zu Preußen und der Belebung der russischen Außenpolitik unter Anna Ivanovna habe der Kaiser die Kontakte mit August II. nicht intensivieren wollen.

Im achten Kapitel schildert K. die Beziehungen zwischen Dresden und Versailles. Die französische Perspektive beleuchtet sie lediglich anhand von Quelleneditionen, ohne die archivalischen Bestände zu berücksichtigen. Ludwig XV. sei Sachsen gegenüber eher abgeneigt gewesen. Er habe einen vom Kaiser unabhängigen Kandidaten für die polnische Krone gesucht, darüber hinaus habe er sich Russland annähern wollen, das auf dem Balkan österreichische Ansprüche hätte aufhalten können. Daher habe Frankreich nicht geplant, die Bestrebungen des mit einer Tochter des Kaisers vermählten sächsischen Kurprinzen nach der polnischen Krone zu unterstützen. K. beweist schlüssig, dass es im Grunde wenige Gemeinsamkeiten in der Politik beider Höfe gegeben habe. Der Widerstreit der Interessen und die Schwäche des Kurfürstentums waren ausschlaggebend dafür, dass die sächsischen Bemühungen um französische Hilfe scheiterten.

Im letzten Kapitel rekonstruiert K. anhand sächsischer und russischer Akten detailliert das Verhältnis Russlands zum sächsischen Kurfürsten. „Das Zarenreich hatte kein Interesse an einer Zusammenarbeit mit den Wettinern. Den russischen Herrschern war sehr daran gelegen, eigenen Einfluss auf die Adelsrepublik zu haben und Spannungen zwischen August II. und seinen polnischen Untertanen zu erzeugen“ (S. 483). Grundlegende Bedeutung hat die von K. in Moskau entdeckte „Denkschrift über Polen und das polnische Volk“, in dem Vizekanzler Andrej Ivanovič Ostermann die russischen Absichten Polen gegenüber beschreibt. Demnach strebte Russland sowohl nach innerer Ruhe in der Adelsrepublik als auch nach dessen internationaler Isolierung und Schwächung. Wünschenswert für den polnischen Thron sei ein Bewerber ohne Unterstützung in seinen Erbländern, der völlig von Russland abhängig wäre. Solange es in Petersburg möglich schien, einen solchen Präkandidaten zu finden, sei, so K., russischer Beistand für den sächsischen Kurprinzen ausgeschlossen gewesen.

Die Außenpolitik Augusts II. 1725-1730 und dessen Situation 1730 fasst K. folgendermaßen zusammen: „August II. war auf internationaler Ebene nicht nur isoliert, sondern auch von gegen ihn eingestellten Staaten umgeben. Diese fingen an, sich gegen die Adelsrepublik und sächsische Nachfolgebestrebungen in Polen zu verbünden. Die zukünftige

„Allianz der Drei Schwarzen Adler“ begann sich herauszukristallisieren“ (S. 515). K. beschreibt hier zugleich auch die Prämissen für den zwar nicht ratifizierten, aber lange diskutierten und für die Absichten der Signatarmächte bezüglich Polens und Sachsens äußerst symptomatischen Löwenwoldschen Vertrag von 1732, der eine eigene Studie verdienen würde.

Die Sprache der Vf. ist klar und präzise, ihre Argumentation logisch und nachvollziehbar aufgebaut, ihre Deutungen sind verständlich. Neben einigen kleineren inhaltlichen Ungenauigkeiten durchzieht den Band jedoch eine Fülle von editorischen Fehlern (vor allem in deutsch- und französischsprachigen Zitaten). Anzumerken bleibt noch, dass K. die Namen deutscher Fürsten inkonsequent polonisiert hat. Das Buch wird durch eine englische Zusammenfassung, ein Personenregister und sechs Aktenfaksimiles ergänzt.

Anhand von bisher weithin unbekanntem Archivalien beleuchtet K. nicht nur die Tätigkeit der sächsischen Diplomatie, sondern berührt auch eine grundsätzlichere Frage. Die frühere Literatur widerlegend beweist sie, dass die gescheiterten Versuche, die politische Isolation zu überwinden, nicht nur aus den übermäßigen Ambitionen Augusts II. resultierten. Die Ursachen lagen viel tiefer: Ostmitteleuropa wurde von kaiserlichen Mächten und dem mit ihnen verbundenen Preußen dominiert. Der Handlungsspielraum der anderen Staaten verkleinerte sich unter diesen neuen Gegebenheiten dramatisch.

Warszawa

Jacek Kordel

Die Teilungen Polen-Litauens. Inklusions- und Exklusionsmechanismen – Traditionsbildung – Vergleichsebenen. Hrsg. von Hans-Jürgen Bömelburg, Andreas Gestrich und Helga Schnabel-Schüle. fibre. Osnabrück 2013. 416 S., Kt. ISBN 978-3-938400-64-7. (€ 36,-)

Der vorliegende Band fokussiert ein Thema, das trotz und gerade wegen gelegentlicher Marginalisierungen zentral für das polnisch-deutsche Verhältnis war und ist. In den national(geschichtlich)en Diskursen stark emotionalisiert, ist es jedenfalls paradigmatisch für eine aktuell verstärkt geforderte und beanspruchte transnationale Herangehensweise.

Ein derartiger Zugang wird in diesem Fall, dem das 2004-2008 von den Hrsg. angeleitete Forschungsprojekt „Die Teilungen Polens. Teilungserfahrung und Traditionsbildung“ zu Grunde liegt, durch die Kooperation deutscher, litauischer, ukrainischer und weißrussischer junger Wissenschaftler/innen ermöglicht. Das Konzept des Bandes bietet schon im Untertitel entsprechendes methodisches Potenzial an: Vergleiche jenseits der nationalen Geschichtsschreibung, eine überregionale, gesamteuropäische Perspektive mit unmissverständlicher Kritik an der lange stark (ab)wertenden deutschen Perspektive sowie eine konzeptionelle Ausrichtung hin zu drei Perspektiven sind intendiert: eine strukturgeschichtliche Sicht auf die Teilungen als Modell europäischer Außenpolitik, eine auf die innenpolitischen Ängste vor den Teilungsmächten verbundene Sichtweise und schließlich die Ambivalenz der Teilungen zwischen Untergang einer Rechtsordnung einerseits und Zivilisierungsmission andererseits.

Ausgestattet mit den notwendigen Sprachkompetenzen führt Markus Krzoska ausführlich und umfassend in die 1795-2011 entstandene Historiografie zu den Teilungen ein und zeigt deren Relevanz in mindestens sieben geschichtswissenschaftlichen Kulturen. Matthias Barlkowski widmet sich spezieller den Teilungen in der deutschen Historiografie des 19. Jh., konkret bei Richard Roepell und Jakob Caro. Dominik Collet verflucht das Thema gleichermaßen innovativ wie schlüssig mit Klimaeinflüssen und Hungerimplikationen. Hans-Jürgen Bömelburg behandelt die Herrschaftspraxis in den drei Teilgebieten der Ersten Teilung bis zur Schaffung des Herzogtums Warschau im Zeitraum 1772-1806/07 und zeigt, dass der russische Teil die größten Freiräume für polnisches Fortleben bot. Andriy Portnov widmet sich 1772 bis 1831 entstandenen ukrainischen Selbstzeugnissen und zeigt, dass das Russländische Reich – im Gegensatz zur habsburgischen und preußischen Monarchie – aus den polnischen Gebieten eine Zivilisierungsmission erwartete.

te. Viktor Gajdučik und Barelkowski untersuchen die weißrussischen Gouvernements, die bereits 1772 zum Russländischen Reich kamen, an den folgenden polnisch-litauischen Reformen nicht partizipierten und an den Erhebungen von 1830/31 nur schwach beteiligt waren. Mit den neuen Rechtsverhältnissen nach 1772 beschäftigen sich Daniela Druschel für die habsburgischen Gebiete Galizien und Westgalizien sowie Roland Struwe für Südpreußen und Neustpreußen; in beiden Fällen ist im Vergleich von 1772 zu 1795 eine deutliche Reduktion des Implementierungstempos feststellbar. Das Militär als Integrationsinstrument in der preußischen und habsburgischen Monarchie untersucht Bernhard Schmitt mit dem Ergebnis, dass situative Momente und Sicherheitserwägungen über Ein- und Ausschluss des Adels ins Militär entschieden. Jörg Ganzenmüller schließlich untersucht die Integration des polnischen in den russischen Adel und konstatiert einen Umschwung um 1825/30: War davor Loyalität das einzige Inklusionskriterium, zielte die Politik danach auf das Aufgehen des polnischen im russischen Adel (dvorjanstvo).

Der Bemühung der Autor/inn/en um ausgleichende Perspektiven entspricht ein durchwegs unaufgeregter Tonfall: Das Ende Polen-Litauens wird als Teil des Endes des *Ancien Régime* gesehen und darüber hinaus in seiner langfristigen Wirkung auf die Erinnerungen der Umbrüche des 19. und 20. Jh. bezogen. Der Anteil des polnisch-litauischen Elementes am memorialen Erbe in Litauen, Ukraine und Weißrussland wird ausgewogen reflektiert. Durchwegs fundiert, reflektiert und differenziert bestätigt sich in denjenigen Beiträgen, die sich tatsächlich auf den Vergleich aller drei Teilungsgebiete einlassen, dann doch wiederum die Sonderrolle Russlands. Zum Teil wird in den Beiträgen archivalisches und daher bislang unbekanntes Material verwendet, das aus der Ukraine, Weißrussland, aber auch aus Polen, Deutschland, Österreich und Russland stammt. Der Band ist mit einer Karte sowie einem Personen- und einem die mehrsprachigen Konkordanzen umfassend berücksichtigenden Ortsnamen-Register für einen Sammelband ungewöhnlich gut ausgestattet.

Eine Frage, die sich aber doch aufdrängt, lautet schlicht und einfach: Warum wurde in der transnationalen Kooperation vor allem keine polnische, aber auch keine russische oder österreichische Beteiligung vorgesehen? Rein formal-organisatorisch ist die Anordnung der Beiträge zwar schlüssig, mutet aber doch etwas willkürlich an und ist somit nicht ganz klar; vielleicht hätte man hier mit Sektoren (Historiografiegeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Rechtsgeschichte, Sozialgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Militärs) arbeiten können. Angeboten hätte sich angesichts des gesamt-konzeptuellen Fokus auf den Vergleich jedenfalls eine Unterscheidung in Beiträge, die alle drei Teile vergleichen, und solche, die darauf verzichten.

Jedenfalls liegt aber mit dem Band ein gutes und anregendes Beispiel für eine Herangehensweise an ein Thema vor, dessen gesamteuropäische Relevanz unmissverständlich herausgearbeitet und dessen gesamteuropäische (Neu-)Perspektivierung entsprechend klar gewährleistet wird.

Wien

Christoph Augustynowicz

Lesestunde / Lekcja czytania. Hrsg. von Ruth Leiserowitz, Stephan Lehnstaedt, Joanna Nalewajko-Kulikow und Grzegorz Krzywiec. Wydawn. Neriton u.a. Warszawa 2013. 494 S., Ill. ISBN 978-83-7543-261-9. (PLN 35,-)

„Von den meisten Büchern bleiben nur Zitate übrig“, schrieb einst der polnische Aphoristiker Stanisław Jerzy Lec. Auch im Forschungsbetrieb, in dem Zitate aneinandergereiht werden, wird das Buch sowohl als Gegenstand wie auch als Instrument eklatant unterbewertet. Demgegenüber setzt der vorliegende Band, der zugleich eine Festschrift für Jürgen Hensel darstellt, das Buch ins Zentrum. Er enthält 28 Studien, die sich der Produktion und Rezeption, Lesekultur(en) und gedruckten Werken als transkulturellen Wissensträgern, Büchern als Katalysatoren von integrativen, aber auch zerstörerischen Prozessen und schließlich als Zeugen und Opfer des Holocausts widmen. Im Zentrum stehen die polnisch-deutschen, polnisch-jüdischen und deutsch-jüdischen Grenzgebiete im 19. und 20.

Jh. In dieser Zeit kulturellen Umbruchs und kultureller Differenzierung spielte das Buch als Medium eine nicht unbedeutende Rolle.

Ein paradoxes Phänomen der Druckkultur ist ihre Wirkung sowohl als verbindendes wie auch als trennendes Element. Mehrere Beiträge des Bandes verdeutlichen allerdings, dass das eine das andere nicht ausschließt. So bearbeiten Maciej Górny (Idee des Rassenkampfes), Grzegorz Krzywiac (Rezeption von *Mein Kampf* in Polen) oder Jens Boysen (Gedankengut von Carl Schmitt in Polen nach 1989) recht kontroverse Themen und zeigen, dass diese Ideen in Polen durchaus Anerkennung fanden. Das überrascht wenig bei ehemals anerkannten Rassentheorien, die erst nach dem Zeitraum, den Górny beschreibt, mit nationalsozialistischen Ideen verschmolzen. Bei Schmitt und Adolf Hitler dagegen, in deren Schriften deutliche antipolnische Tendenzen zu finden sind, wirft die Rezeptionsfrage grundlegende Fragen nach der politischen Orientierung der Rezipienten auf. Krzywiac zeigt, dass Hitlers Ideen nicht nur unter Nationalisten Aufnahme fanden, sondern auch bei dem rechten Flügel der Sanacja und sogar einigen katholisch-konservativen Journalisten. Boysens Essay zur Bedeutung von Carl Schmitt für polnische neokonservative Politiker verdeutlicht, dass auch Rezeption auf Vergessen oder Verdrängen beruht – gerade bei Schmitt ist dieses Phänomen ohnehin nicht nur für Polen festzuhalten. Im Falle Polens überrascht aber die Popularität Schmitts, der in Deutschland nach wie vor umstritten ist, angesichts der von Piotr Kendziorak angesprochenen fehlenden Rezeption des ansonsten so populären Philosophen Jürgen Habermas nach 1989.

Ebenfalls im Zusammenhang von Vergessen und Politik unterstreicht Jerzy Borejsza, dass „die Lektüre [...] missachteter Bücher [...] lehrreich sein kann“ (S. 25). Die in Moskau veröffentlichte Biografie des polnischen Offiziers Karol Świerczewski¹ zeichne, so Borejsza, ein anderes und viel differenzierteres Bild der polnischen Beteiligung am Stalinismus als die „schwarze Propaganda“ nach 1989, die „alles, was rot war, schwarz malte“ (S. 18). In ähnlicher Weise betont Elvira Grözinger in ihrer Analyse des Heimatgedankens in der jiddischsprachigen Dichtung Polens, dass diese in Polen kaum bekannten Zeugnisse wieder erinnert werden sollen, um die Sicht ehemaliger Bewohner auf das Land zu zeigen und dadurch den nach wie vor einseitigen Erinnerungsnarrativen in Polen neue Perspektiven zu eröffnen.

Gleich in drei Beiträgen wird Emanuel Ringelblums Tätigkeit als Dokumentar des Warschauer Ghettos analysiert. Andrea Löw spricht dabei – in einem Vergleich mit dem von Journalisten und Literaten betreuten Archiv im Ghetto Litzmannstadt – den Entstehungskontext der Chronik an und stellt fest, dass sich Ringelblum und seine Mitarbeiter als Wissenschaftler verstanden und sich neuer historisch-soziologischer Methoden bedient hätten (S. 327). Joanna Nalewajko-Kulikow rekonstruiert die Geschichte der Herausgabe des nach dem Krieg entdeckten Archivs und betont die Probleme mit den politischen Stellen, vor allem im Kontext der antisemitischen Kampagnen rund um das Jahr 1968, die die Edition bis 1983 verzögerten. Auch Ringelblum wurde politisch vereinnahmt. Wie Stephan Stach zeigt, wurde sein Essay „Die polnisch-jüdischen Beziehungen während des Zweiten Weltkrieges“ als Raubdruck durch dem Göttinger Arbeitskreis ostdeutscher Wissenschaftler 1967 veröffentlicht und durch einen fragwürdigen Anmerkungsapparat zu politischen Zwecken instrumentalisiert, „um die Polen zu diffamieren und den Text propagandistisch, für eine Revision der deutsch-polnischen Nachkriegsgrenze zu nutzen“ (S. 425). Auch Katrin Steffens Beitrag über Memoiren des Serologen Ludwik Hirszfild spricht die Gedächtnispolitik indirekt an – Hirszfild wurde in Polen wegen seiner Assimilation und des pro-polnischen Narrativs seiner Memoiren als „guter Jude“ akzeptiert. Seine

¹ A.K. SVERČEVSKAJA, Z. SVERČEVSKAJA, M. SVERČEVSKAJA: Soldat trech armij. Karol Sverčevskij. Rasskaz ob otce [Ein Soldat dreier Armeen. Karol Świerczewski. Erzählung über den Vater], Moskva 1993.

Alltagsgeschichte des Zweiten Weltkriegs diene aus Sicht der von Polen beschützten Juden als Orientierungshilfe der polnisch-jüdischen Verständigung. Für die Juden in Polen hingegen, die im Ghetto andere Erfahrungen gemacht hatten, war es nahezu ein „Gegen-narrativ“ (S. 366 f.). Während das Martyrium in Polen Gehör fand, schlugen die Versuche, das Buch auf Englisch und Deutsch zu veröffentlichen, fehl: „Die Welt war zu dieser Zeit tatsächlich davon überzeugt, weder von jüdischem Leiden noch von polnischen Helfern hören zu müssen“ (S. 368), so Steffen.

Steffen deutet also darauf hin, dass Bücher auch die Verständigung fördern können, und mehrere Beiträge des Bandes widmen sich genau diesem Thema. Agnieszka Żółkiewska bespricht Übersetzungen aus dem Deutschen ins Jiddische. Obwohl jüdische deutschsprachige Autoren sich hierbei besonderer Popularität erfreuten, waren Übertragungen dennoch vor allem durch Mode, Markt und Zeitgeist bedingt. Camilla Badstübner-Kizik und Edmund Kizik analysieren Christoph Cölestin Mrongovius' Lehrbücher für die polnische Sprache als ein Medium translingualer Kommunikation. Tadeusz Stegner betont die Rolle von Büchern bei der Polonisierung der Protestanten und hebt zugleich ihre Rolle für den polnischsprachigen Büchermarkt des 19. Jh. hervor.

Auch die Buchinhalte werden in den Beiträgen nicht vergessen. Fischl Schneersohns Roman *Grenadierstraße* zeige, so Gertrud Pickhan, die Multidimensionalität jüdischer Identitätskonzepte im frühen 20. Jh. Stephan LehNSTaedt bespricht zwei deutsche Reiseführer durch Warschau: von Baedeker aus dem Jahr 1943 und von Witold Gomułicki aus dem Jahr 1918. Dieser Vergleich zweier Besatzungsdarstellungen zeigt, wie sich die Beschreibung von Geschichte und der Blick auf die Urbanität und die Bevölkerung der durch die Okkupationspolitik bedingten Muster bedient. Paweł Fijałkowski zeigt anhand einer Analyse des intergenerationellen Leseverhaltens evangelischer Familien von religiöser Literatur, dass Notizen, Unterstreichungen und Eintragungen des Lesers auf den Vorsatzblättern als eine wertvolle Spur für die Untersuchung vergangener Gedankenwelten dienen können. Wie diese politisch gesteuerten Bilder weiter tradiert werden, zeigt eindrucksvoll der Beitrag von Hanna Węgrzynek zu den Geschichtslehrbüchern der Volksrepublik Polen. Nachkriegsantigermanismus, Marginalisierung der Rolle der Juden sowie hervorgehobenes Opfermotiv, die damals in den Mittelpunkt der Darstellungen gerückt worden sind, „funktionieren bis heute im kollektiven Bewusstsein als unanfechtbare Wahrheit“ (S. 216).

Auf Bücher konzentrierte historische Analyse kann, so das eindeutige Fazit des Bandes, sehr viel über die heutige Gedächtniskultur aussagen, sei es durch die Sicht auf Ausblendungen oder auf Rezeptionen. In diesem pointierten Ergebnis liegt die Stärke des Bandes, auch wenn sich durch die Diversität der Themen nicht immer ein roter Faden finden lässt. Trotz der intendierten Zentrierung auf Polen wäre es nicht verkehrt gewesen, auch etwas über die entgegengesetzte Rezeption zu erfahren und damit komparativ einen Einblick in die gegenwärtige deutsche Gedächtniskultur zu gewinnen. Dieses Buch über Bücher ist zugleich auch Ausdruck der gegenwärtigen Suche nach einem geeigneten Format für Jubiläumsschriften. Anstelle nur lose zusammenhängender Aufsatzsammlungen haben sich die Kulturwissenschaften zuletzt an Bildern oder Objekten orientiert, sodass die Geschichtswissenschaften ihrem Metier entsprechend Druckwerke unter die Lupe nehmen. Vielleicht wäre es sinnvoll, noch einen weiteren Schritt zu wagen und die Inhalte des Bandes online zugänglich zu machen, denn einige der Artikel sollten unbedingt breiter rezipiert werden. Schließlich hat auch das Buch als Medium seine Grenzen.

Marburg

Jan Surman

Solidarität mit Polen. Zur Geschichte und Gegenwart der deutschen Polenfreundschaft. Hrsg. von Marion Brandt. (Colloquium Baltica, Bd. 25.) Lang. Frankfurt am Main 2013. 245 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-631-64408-9. (€ 29,-.)

Die deutsche Polenfreundschaft seit dem frühen 19. Jh. ist das Thema dieses Bandes, der die Referate eines Seminars der Academia Baltica im März 2010 versammelt. In ihrem – leider recht knappen – Vorwort erklärt die Hrsg. Marion Brandt, dass Freundschaften in aller Regel auf der Ebene individueller Beziehungen mit einem Menschen geschlossen werden, nicht mit einem Volk, einer Nation, einem Staat (S. 7). Folgerichtig werden in den meisten Beiträgen am Beispiel von deutschen Schriftstellern, Gelehrten, Journalisten oder Politikern die Solidaritätsbekundungen und Freundschaften vor dem Hintergrund der wechselhaften deutsch-polnischen Beziehungen reflektiert. Interessant wird es, wenn die Beiträger sich auf die Ebene der alltäglichen Begegnungen begeben oder den Wissens- und Kulturtransfer und die Verflechtungen zwischen Deutschen und Polen behandeln. Darüber hinaus ermöglicht es der Fokus auf Individuen, die Motive für das polonophile Engagement zu erkunden – darin liegt ein besonderer Mehrwert der sehr heterogenen Beiträge.

Die ersten Beiträge setzen bei der Polenfreundschaft der deutschen Frühliberalen im Vormärz an. Die Begeisterung junger deutscher Männer in Galizien für den polnischen Freiheitskampf 1830/31 führt Isabel Röska-Rydel auf die engen gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Polen zurück, die deutliche Anzeichen einer Akkulturation der deutschen an die polnische Bevölkerung aufgewiesen hätten. Hingegen seien in Baden humanitäre Beweggründe und die Überhöhung des Aufstands als europäische freiheitliche Bewegung für die deutsche Polenhilfe verantwortlich gewesen, beschreibt anschaulich Gabriela Brudzyńska-Němec und hebt zugleich die große Bedeutung der Polenhilfe für die bürgerliche Selbstorganisation in den Polenvereinen hervor. Karol Sauerland wiederum erkennt antirussische Ressentiments und die Ablehnung des despotischen Russlands als grundlegendes Motiv sowohl für die Bewunderung des Novemberaufstands bei Ludwig Börne als auch für die Zurückhaltung bei Heinrich Heine. Einen fruchtbaren lokalgeschichtlichen Zugang wählt Frank M. Schuster, der die Deutschen, Polen und Juden in der Kontaktzone Lodz und deren Haltung gegenüber den polnischen Aufständen von 1830/31 und 1863 untersucht. Dabei seien weder nationale Zuschreibungen noch die Kategorie Freundschaft für die Beziehungen untereinander maßgeblich gewesen, vielmehr hätten im täglichen Umgang die stark ausgeprägte lokale Identität und situative Identitätswechsel gewirkt.

Dass Polenfreundschaft zumeist mehr über die Deutschen selbst aussagt als über die Polen, zeigt Krzysztof Rzepa anhand der Haltung der deutschen Sozialdemokratie: Diese nahm Ende des 19. Jh. einen zunehmend konzilianteren Kurs gegenüber Staat und Nation ein, gab die Forderung nach der Unabhängigkeit Polens auf und richtete ihr Interesse auf die repressive preußische Polenpolitik und die als Konkurrenz wahrgenommenen polnischen Arbeitsmigranten in Deutschland. Besonders aufschlussreich ist der Beitrag von Barbara Widawska zum deutsch-polnischen Kultur- und Wissenstransfer bei den Breslauer Historikern Richard Roepell und Jacob Caro, die in ihren Forschungen zur Geschichte Polens von zahlreichen Kontakten zu polnischen Historikern, Intellektuellen und Publizisten profitierten. Selbst wiederum wirkten sie anregend auf die polnische Geschichtswissenschaft und trugen erheblich zu deren Institutionalisierung bei. Eine ähnliche Vermittlerfunktion – allerdings auf journalistischer Ebene – nahm Carl-Oskar von Soden ein, der in den Jahren 1925/26 als Korrespondent deutscher Zentrumsblätter aus Polen berichtete. Anschaulich zeichnet Maria Gierlak nach, wie von Soden die katholische Kirche zur Trägerin einer deutsch-polnischen Verständigung erhob und den revisionistischen Tendenzen in der Weimarer Republik widersprach. Hingegen besaß die befohlene Freundschaft der Nationalsozialisten in den 1930er Jahren einen rein instrumentellen Charakter zur inneren Konsolidierung des Dritten Reiches und der Verharmlosung des Regimes, die nicht nachhaltig war und 1939 wieder in antipolnische Hetze umschlug, wie Karina Pryt in ihrem schlüssigen Beitrag zeigt.

Für die Nachkriegszeit schildert Ludwig Mehlhorn anhand eigener Erfahrungen als Teilnehmer am Austauschprogramm der Aktion Sühnezeichen die Selbstorganisation der polnischen Gesellschaft und deren Vorbildfunktion für oppositionelle Gruppen in der DDR, während Brandt die breitgefächerten Reaktionen west- und ostdeutscher Schriftsteller auf die *Solidarność* aufzeigt. Im abschließenden Beitrag behandelt Kazimierz Wóycicki die Intensivierung und Normalisierung der deutsch-polnischen Beziehungen nach 1989 und die Neuentdeckung gemeinsamer Interessen auf politischer Ebene; gleichwohl dominiert in beiden Gesellschaften weiterhin ein gegenseitiges Nichtverstehen der Geschichtsnarrative, Erinnerungsdiskurse und Selbstbilder.

Der Sammelband bietet eine gelungene Darstellung sowohl der deutschen Polenfreundschaft als auch der komplizierten gemeinsamen Geschichte. Anhand der disparaten Beiträge wird deutlich, dass der Begriff „Polenfreundschaft“ fast beliebig für unterschiedlichste Anliegen benutzt wurde und zumeist auf eine asymmetrische Beziehung zwischen Deutschen und Polen verwies, obwohl die Betonung der Freundschaft ein Begegnen auf Augenhöhe implizierte. Darüber hinaus wurde die erhoffte Freundschaft offenbar besonders im Falle schlechter bilateraler Beziehungen thematisiert und richtete sich gegen vorherrschende antipolnische Tendenzen in Deutschland. Zur Erörterung solcher Gedanken hätte dem Band ein ausführlicheres, analytisches Vorwort oder ein Resümee gut getan.

Potsdam

Robert Spät

Tamara Scheer: „Minimale Kosten, absolut kein Blut“. Österreich-Ungarns Präsenz im Sandžak von Novipazar (1879-1908). Lang. Frankfurt am Main 2013. 282 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-631-64214-6. (€ 54,95.)

Kenneth Morrison, Elisabeth Roberts: The Sandžak. A History. Hurst. London 2013. XIX, 285 S., Kt. ISBN 978-1-84904-245-1. (£ 45,-)

The Sandžak, today a multi-ethnic region with a Muslim majority, straddles the border between Serbia and Montenegro. It was the focus of two monographs in 2013, both of which have merit in shedding light on the history of a region which is under-researched. The geographical focus and the historical approach are the principal but not the only links between these two works. In fact, there are three issues which Tamara Scheer, Kenneth Morrison and Elisabeth Roberts made clear.

The first is that the history of the Sandžak is, to a great extent, the history of its borders and of the Balkan peninsula as a whole, both disputed by rising national movements and imperial forces, in particular the Ottoman Empire and the Dual Monarchy.

The second is the long-lasting legacy of the thirty-year presence of Austro-Hungarian civilian and military presence in the Sandžak, following the Berlin Congress in 1878. The authors argue that the period was one characterized by great complexity but overall prosperity for the Sandžak. Though Austrian and Hungarian diplomatic elites are shown to have had diverse, and at time divergent, visions regarding the future of this Balkan area, imperial administrative and military personnel on the ground appeared to enjoy good cooperation with local administrators. They joined forces against Montenegrin and Serbian plans to create a unitarian, orthodox, and independent nation-state in the centre of the Balkan peninsula.

The third and common point made in both books is that the region's name – the Sandžak – has not always been used in the historiography and contemporary documents in an appropriate or accurate way. In fact, the territory known as the Sandžak, was administratively one entity only for a short period during the Second World War. That it used to explain the ambiguous territorial identity of this region, which is characterized by cultural and socio-economic diversity.

The Austro-Hungarian presence in the Sandžak is the topic of Sch.'s work. Sch. divides her book in four thematic chapters, and a last and short one in which she draws some conclusions and summarises the main points raised throughout the book. The author explains

that her aims were not only to reconstruct the history of the thirty-year (1879-1908) presence of the Dual Monarchy in the Sandžak but also to investigate its relevance and meaning in terms of domestic and foreign policy, security and economic interests. Relying on extensive primary sources – principally but not solely the political records of the Austrian state Archives and press – Sch. provides interesting insights into the everyday tasks of administrative and military personnel, practices which often melted the differences between what the Dual Monarchy officially wanted and unofficially could do in the region. How the press interacted with these challenges, and how it contributed to providing both knowledge and stereotypes on the region and its inhabitants, has also found a place in the book.

M. and R.'s book is, unlike Sch.'s, designed for a wider and less specialized public. Relying also on a rich realm of primary sources, especially the press, it covers the history of the region from the Roman period to the modern day. The book is organized chronologically – R. wrote the first part detailing the history until 1918, while M. wrote that from 1918 to 2008 – and gives a general overview, describing mostly political and economic changes affecting the region when rulers changed. At times rich in detail, it deals rather superficially with intellectual and political movements developing in opposition to established ruling forces such as the Mladi Muslimani (Young Muslims) and the Prizren League.

These two works open some questions to which they give only tentative answers. An example is the social impact of historical change on the people of the Sandžak in the case of M. and R., and the wider implications of the Sandžak experience for our understanding of the domestic and foreign policies of the Dual Monarchy in the case of Sch. Both volumes will, nevertheless, be beneficial to any reader interested in the Balkan region.

Regensburg

Sara Bernard

Konrad Hartelt: Josef Negwer (1882-1964). Der letzte deutsche Generalvikar des Erzbistums Breslau. (Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte, Bd. 22.) Aschendorff. Münster 2012. 240 S., Ill. ISBN 978-3-402-10180-3. (€ 19,80.)

In den *Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte* bzw. in den *Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands* erschien bereits eine Reihe von Biografien bekannter schlesischer Geistlicher. Auch Konrad Hartelt machte sich auf diesem Forschungsfeld bereits verdient.¹ Bisher fehlte jedoch ein biografisches Werk über den letzten deutschen Generalvikar des Erzbistums Breslau, Josef Negwer, der im öffentlichen Bewusstsein viel weniger bekannt ist als Ferdinand Piontek, obwohl Negwers Stellung im Breslauer Ordinariat gewichtiger war. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass der nach dem Tode Kardinal Adolf Bertrams zum Kapitelsvikar gewählte Piontek bei katholischen Vertriebenen aus Schlesien zur Identifikationsfigur mit ihrer verlorenen (nicht nur kirchlichen) Heimat geworden ist. Piontek wurde als der legitime Nachfolger des letzten deutschen Erzbischofs von Breslau angesehen, womit die Kontinuität des deutschen schlesischen Katholizismus westlich der Oder und Neiße gegeben war.

Negwer durchlief eine abwechslungsreiche Laufbahn im Dienste des Breslauer Ordinariats. Er war Geheimekretär, Ordinariatsassessor, Offizial, Domherr und schließlich Generalvikar. Es ist ein ausgesprochener Verdienst H.s., nicht nur das Leben und Wirken Negwers vor dem (kirchen-)politischen Hintergrund des frühen 20. Jh. zu analysieren, sondern

¹ KONRAD HARTELT: Ferdinand Piontek (1878-1963). Leben und Wirken eines schlesischen Priesters und Bischofs, Köln u.a. 2008; DERS.: Der Kapitelsvikar des Erzbistums Breslau Gerhard Schaffran und das Erzbischöfliche Amt Görlitz (1963-1972), Münster 2009.

auch die zwischenmenschlichen Beziehungen der Hauptakteure im Breslauer Ordinariat aufzuzeigen. Als dessen Geheimsekretär schätzte Negwer den Fürstbischof Georg Kardinal von Kopp und war ihm loyal. Auch wenn Negwer Kardinal Kopp nicht in allen Fragen zustimmte, schätzte er an ihm, dass er eigenständig arbeiten konnte. Das war unter Kopps Nachfolger Bertram, an dessen schulmeisterlicher Art er Anstoß nahm, anders. Zudem erledigte Bertram, der selbst Kirchenjurist war, viele Aufgaben, ohne seinen Geheimsekretär zu Rate zu ziehen. Dass Bertram seinen engen Mitarbeiter sehr schätzte, bewies er, indem er Negwer 1916 zum Konsistorialrat und Richter am Diözesangericht, 1923 zum Offizial, 1925 zum Domherrn und schließlich 1938 zum Generalvikar beförderte. Von der letzten Entscheidung scheint Negwer überrascht gewesen zu sein; er schlug den vier Jahre älteren Piontek für dieses Amt vor. Kardinal Bertram lehnte Piontek als Generalvikar jedoch ab, weil dieser an seiner Persönlichkeit „etwas Herbes“ habe und „vielleicht mit dem Klerus nicht gut fertig werden“ könnte (S. 85). Als Verwaltungsdirektor erschien Piontek dem Erzbischof zudem unentbehrlich.

Höchst aufschlussreich sind H.s Ausführungen über die Vorgänge der letzten Kriegsmomente im Breslauer Ordinariat. Die verschriftlichten Erinnerungen Negwers liefern durchaus neue Erkenntnisse, die die Handlungen der Hauptakteure verständlicher erscheinen lassen. Als Negwer den todkranken Bertram in seiner Sommerresidenz aufsuchte, bat er diesen angesichts der weiten Zerstreuung des Domkapitels, Vorkehrungen für seinen Tod zu treffen, damit die Wahl zum Kapitelsvikar ermöglicht würde. Bertram schickte daraufhin am 11. März 1945 ein von Negwer vorbereitetes Gesuch an den Nuntius: Rom solle im Falle einer Vakanz einen Apostolischen Administrator einsetzen, der die interimistische Bistumsleitung übernehme. Bertram schlug in dem Schreiben Negwer für dieses Amt vor, allerdings hat es den Papst, womöglich wegen der Kriegswirren, nie erreicht. Es kann davon ausgegangen werden, dass Pius XII. diesen Vorschlag umgesetzt hätte. Allerdings wusste Negwer damals noch nicht, dass Bertram ihn für die Stelle vorgeschlagen hat.

Nach dem Tode Bertrams am 6. Juli wünschten die polnischen Behörden dringend einen Polen als Kapitelsvikar. Diesem Gesuch entsprachen die sechs in Breslau verbliebenen Domkapitulare nicht. Allerdings sahen sie ein, dass der neue Kapitelsvikar der polnischen Sprache mächtig sein müsse, um mit den neuen Behörden verhandeln zu können. Damit schied Negwer aus, der unter normalen Umständen der natürliche Kandidat für dieses Übergangsamts gewesen wäre. Gewählt wurde der aus dem oberschlesischen Leobschütz stammende und polnischsprachige Piontek.

Als der polnische Primas August Kardinal Hlond die päpstliche Erlaubnis erwirkte, die unbesetzten polnischen Bischofsstühle mit Apostolischen Administratoren zu besetzen, wandte er diese Vollmacht nach dem Tode Bertrams im Juli 1945 auch auf Breslau an. So erzwang er von Piontek den Amtsverzicht als Kapitelsvikar. Diese Entscheidung versuchte Negwer nachträglich zu legitimieren, indem er ausführte, dass einem Kardinal Glauben zu schenken sei, wenn er sich auf eine in seiner Gegenwart gemachte mündliche Äußerung des Papstes (*de oraculo pontificio*) beziehe und diese bezeuge. Piontek und Negwer sind vom schlesischen Klerus für diese Entscheidung immer wieder kritisiert worden. Ein vernichtendes Urteil fällte der Generalvikariatsrat und Direktor des Diözesanarchivs Kurt Engelbert, der den „Untergang unseres großen Bistums und das völlige Versagen unserer führenden Leute“ beklagte, da Piontek und Negwer „vor Hlond kapitulierte und uns im Stich gelassen“ (S. 112) hätten.

Negwer musste am 18. Juli 1946 Breslau mit einem Flüchtlingstransport verlassen. Er begab sich nach Erfurt, wo er zur Anlaufstelle für schlesische Geistliche im thüringischen Raum wurde und tatkräftig mithalf, seelsorgliche Strukturen aufzubauen. Im Sommer 1949 holte Kapitelsvikar Piontek Negwer nach Görlitz. Die Zusammenarbeit erwies sich jedoch als nicht ganz harmonisch. Das lag nicht nur daran, dass Negwers einstiger Untergebener nun sein Vorgesetzter war. Der ehemals für die Verwaltung einer riesigen Diözese verantwortliche einstige Generalvikar, der stets Energie und Tatkraft versprüht hatte, kam mit der nur geringen Ausdehnung des schlesischen Restgebietes und der damit verbundenen

Situation nicht klar. Negwer hatte zwischenzeitlich nicht nur erfahren, dass Bertram ihn für den Posten des Apostolischen Administrators vorgesehen hatte, sondern auch, dass er im Ordinariat als potenzieller Nachfolgekandidat für den Erzbischöflichen Stuhl gehandelt wurde. Trotz ihrer unterschiedlichen Charaktere – Negwer beurteilte sich selbst als „zu stürmisch und unüberlegt“ (S. 88), während Pionteks Mitarbeiter „ein wenig unter seiner schweigenden Kälte“ litten (S. 142) – gewöhnten sich die beiden Geistlichen nach anfänglichen „häuslichen Karambolagen“ (S. 143) aneinander, sodass ihr Zusammenwirken von gegenseitiger Wertschätzung geprägt war. Später bezeichnete Piontek Negwer als seinen kenntnisreichsten und fähigsten Mitarbeiter. Als Piontek am 2. November 1963 starb, war Negwer von diesem Verlust sichtlich betroffen. Rund eine Woche später wählte das Metropolitankapitel Titularbischof Gerhard Schaffran zum neuen Kapitelsvikar. Negwer überlebte Piontek nur um wenige Monate und starb am 14. Februar 1964.

Negwer verbrachte 53 Jahre im Dienst des Breslauer Erzbischöflichen Ordinariats. Dennoch war er „kein kalter, gefühlloser Verwaltungsbeamter“ (S. 165), wie auch H. betont, sondern stets darum bemüht, seine Arbeit in den Dienst der Seelsorge zu stellen. Dank einer intensiven Archivrecherche in Görlitz und Erfurt sowie der Auswertung einer über 300 Seiten reichenden, sehr persönlich gehaltenen und unveröffentlichten Autobiografie Negwers, die sich im Bestand des Görlitzer Diözesanarchivs befindet, ist es H. eindrucksvoll gelungen, das Lebenswerk Negwers, eingebettet in die wechselvolle Geschichte der schlesischen Kirche und des Klerus, zu würdigen und die handelnden Personen lebendig darzustellen. Mit der Biografie des letzten Breslauer Generalvikars konnte eine eklatante Forschungslücke geschlossen werden. Die vorliegende Arbeit ist nicht nur für Historiker, sondern für alle an der Geschichte Schlesiens Interessierten eine äußerst lesenswerte und gewinnbringende Lektüre.

Wien

Gregor Ploch

Felix Schnell: Räume des Schreckens. Gewaltträume und Gruppenmilitanz in der Ukraine, 1905-1933. Hamburger Edition. Hamburg 2012. 575 S. ISBN 978-3-86854-244-8. (€ 28,-)

Der Berliner Osteuropahistoriker Felix Schnell verfolgt mit seiner Studie zwei übergeordnete Ziele: Einerseits ist ihm daran gelegen, einen prägenden Aspekt der ukrainischen Geschichte des ersten Drittels des 20. Jh. darzustellen, andererseits sieht er sein Buch als genuine Beitrag zur historischen Gewaltforschung. Mit Verweis auf verschiedene Theoreme der neueren Gewaltsoziologie, beispielsweise von Wolfgang Sofsky und Randal Collins, sowie auf die historischen Forschungen Jörg Baberowskis gelingt es Sch., vor dem Hintergrund der Ereignisse in der Ukraine 1905-1933 seine eigenen Analyse-schemata abzuleiten, in denen die Termini „Gewaltraum“ und „Gruppenmilitanz“ von besonderer Bedeutung sind.

„Gewalträume“ sind demnach „soziale Räume, die den Gebrauch von Gewalt begünstigen oder wahrscheinlich machen“ (S. 20), weil sie es ermöglichen, Interessen und Bedürfnisse gewaltsam durchzusetzen – der „Gewaltraum“ als „Ermöglichungsraum“ (S. 14). Die von Sch. herausgestellte „Gruppenmilitanz“, auch „militante Vergemeinschaftung“ genannt, ist eine naheliegende und folgerichtige Reaktion auf die besonderen Bedingungen von „Gewalträumen“ und äußert sich vor allem in Form von Bandenbildung sowie in größeren militanten Bewegungen und Gruppen mit oft sehr einfachen organisatorischen Strukturen. Sch. ist es an dieser Stelle wichtig zu betonen, dass die beiden Termini reziproke und dialektische Elemente bezeichnen.

Vor dem Hintergrund einer deutlichen Schwäche staatlicher Kontroll- und Machtorgane, eine der wesentlichen Grundbedingungen für die Entstehung der „Gewalt von unten“ (S. 12), möchte Sch. mit Hilfe der von ihm gewählten Begriffe offenlegen, welche Verbindungslinien sich zwischen den verschiedenartig gelagerten kollektiven Gewaltexzessen auf tun. Die Gewalt und deren aktive physische wie psychische Anwendung sol-

len in diesem Zusammenhang nicht nur als Mittel der allgemeinen Interessendurchsetzung interpretiert werden. Vielmehr sollen sie, unter Berücksichtigung ihrer besonderen Eigen- und Entwicklungsdynamik, auch als soziales Konstrukt der Gemeinschaftsbildung verstanden werden. Im Anschluss an die einleitenden theoretischen Ausführungen folgt, in drei großen Hauptkapiteln, die Analyse der „Räume des Schreckens“ mit ihren jeweiligen Spezifika.

Unter Bezugnahme auf die Revolution von 1905 und der mit ihr in Verbindungen stehenden Ereignisse schildert Sch. im ersten großen Teilkapitel „Das Laboratorium der Gewalt“ die Voraussetzungen und Folgen der ersten großen Gewaltwelle des 20. Jh., in der die Menschen als Akteure wie auch als Opfer von Gewalterfahrungen geprägt wurden und sich neue, von Gewalt bestimmte Denk- und Aktionsmuster ergaben. War für die bäuerliche und die urbane Gesellschaft Gewalt schon vor 1905 eine wesentliche und notwendige Handlungsressource, so stellte die Revolution insofern einen Wendepunkt dar, als sie dazu führte, dass sich bisher staatsferne Räume durch den Zerfall und den zeitweiligen kompletten Ausfall der staatlichen Autorität in dezidierte Gewalträume verwandelten. Charakteristisch für die bäuerliche Gewalt nach 1905 war das Fehlen eines standardisierten Vorgehens, was jedoch nicht bedeutet, dass es keine gemeinsamen Merkmale gegeben hätte. Oft beschränkte sich das Handeln der Akteure auf die lokale Ebene und wies keine regionsübergreifende Zusammenarbeit auf. Motiviert durch hauptsächlich ökonomische Nahziele, war die Gewalt der Bauern vorwiegend auf Sachgüter und materielle Dinge gerichtet. Neben der bäuerlichen Gewalt zeichneten vor allem verschiedene militante Gruppen für die zunehmende Radikalisierung des öffentlichen Lebens verantwortlich. Einerseits waren dies im Untergrund agierende Revolutionäre, deren Gewalt sich in Form von Attentaten sowie von Überfällen gegen Staatsvertreter und Institutionen wie Banken oder Postämter richtete, andererseits waren es offen auftretende Gruppen wie Bürgerwehren und Milizen, Letztere hervorragend von Sch. herausgearbeitet am Beispiel der Miliz von Grišino, an der die dynamische Wechselbeziehung zwischen Handlungsraum und den Gewaltakteuren sehr gut deutlich gemacht wird.

Im zweiten großen Teilabschnitt „Entgrenzung der Gewalt in Krieg und Bürgerkrieg“ widmet sich der Autor sehr anschaulich und überzeugend den unterschiedlichen Formen von Gruppenmilitanz. Werden die makrosozialen Konturen des Zeitraums von 1917 bis 1921 eher überblicksartig und deskriptiv dargestellt, folgt im Anschluss eine bemerkenswerte und breit angelegte Untersuchung sowohl der dörflichen Gruppenmilitanz als auch der von Sch. vorgestellten und z.T. direkt mit ihr in Verbindung stehenden besonderen Form verfestigter und dauerhafter Gruppenmilitanz, der Atamanščina. In der Militanz ganzer Dörfer sieht Sch. zu Recht ein zentrales Element des Bürgerkriegs. Hatte die dörfliche Gruppenmilitanz einen eher temporären Charakter, so war den einzelnen Atamanenarmeen als militanter Großgruppe eine erheblich längere Lebensdauer beschieden. Bezugnehmend auf Nestor Machno als eine der schillerndsten Gestalten des Bürgerkriegs und der ihm folgenden Kampfgemeinschaft, der Machnovščina, die zugleich als zentrales Fallbeispiel der Studie dient, gelingt es dem Autor, nicht zuletzt durch die Verarbeitung von bisher kaum oder gar nicht genutzten Archivquellen, diejenigen Merkmale herauszustellen, die für die „Vergemeinschaftung durch Gewalt“ (S. 345) verantwortlich zeichnen. Hierbei verkörpern die Atamanengruppen weniger politisch-ideologisch motivierte Kampfformationen als vielmehr spontan gebildete Verbände mit einem besonderen Führer-Gefolgschafts-Verhältnis, bei dem sich das Charisma des jeweiligen Führers, beispielsweise eines Nestor Machno, direkt aus dem aktiven Gewalthandeln ergab. Überhaupt war das gemeinsame Gewalthandeln dasjenige konstituierende Element, das die Gruppen zusammenhielt. Im exzessiven Ausleben von Gewalt und vor allem durch Gewaltakte gegen Schwächere sahen sich die einzelnen Kämpfer als Gemeinschaft bestätigt.

Im dritten großen Kapitel „Staatsbildung im Gewalttraum“ erfasst Sch. die Gewalthandlungen infolge der Zwangskollektivierung. Verstärkt durch das stalinistische Element, wurde bei dem Angriff des sowjetischen Staates gegen das Dorf ohne ausreichende Regu-

lierungsmöglichkeiten abermals ein Gewaltraum erzeugt, der erneut das Eigenleben militanter Gruppen möglich machte. Dabei ergab sich bei der Kollektivierung durch „summarische Gewalt von oben und partikuläre Gruppenmilitanz von unten“ eine besonders „explosive Mischung“ (S. 437), ein Umstand, der in der bisherigen Forschung stets vernachlässigt wurde, worauf Sch. zu Recht hinweist. Ebenso innovativ ist seine Einteilung der Gruppenmilitanz in drei zum Teil fließend ineinander übergehende Formen: „freie Banden“, bäuerliche Partizipation und Kollaboration sowie Brigaden im Rahmen von Kampagnen. Wie Sch. an mehreren Beispielen deutlich macht, durchliefen die einzelnen Formationen diverse Wandlungen und trugen so erheblich zur Radikalisierung der Gesamtgesellschaft bei.

Mit *Räume des Schreckens* ist dem Vf., vor allem aufgrund seiner theoretischen Schemata, die gerade auch im Schlusskapitel in hervorragender Weise erläutert werden, eine innovative und maßstabsetzende Studie gelungen, die für alle, die sich zukünftig sowohl mit der ukrainischen Geschichte des frühen 20. Jh. als auch mit der allgemeinen Gewaltgeschichte Osteuropas beschäftigen, unverzichtbar sein wird. Kritisch anzumerken ist, trotz des in sich schlüssigen Theorems des Gewaltraums als sozialer Raum, die generelle Vernachlässigung des realen geografischen Raums: Kann das Gewalthandeln in den verschiedenartig auftretenden militanten Gruppen wirklich losgelöst davon betrachtet werden? Hier hätte sich der Rezensent noch ein paar tiefergehende Erläuterungen gewünscht. Dessen ungeachtet liegt mit der Studie von Sch. eine äußerst aufschlussreiche und anregende sowie gut lesliche Arbeit vor, die einen breiten Leserkreis verdient hat.

Marburg

Mathias Voigtmann

Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg. Hrsg. von Robert Gerwarth und John Horne. Wallstein. Göttingen 2013. 347 S. ISBN 978-3-8353-1298-2. (€ 29,90.)

Die beiden Hrsg. Robert Gerwarth und John Horne sowie die zwölf Autoren beschäftigen sich in dem vorliegenden Sammelband anhand mehrerer regionaler Fallbeispiele mit dem europäischen Nachkrieg nach 1918 und der damit verbundenen Gewaltausübung durch paramilitärische Gruppierungen. Der Friedensschluss von Versailles beendete zwar offiziell den Ersten Weltkrieg in Europa, doch „Der Krieg der Giganten ist vorbei, die Kriege der Pygmäen haben begonnen“ – mit diesem bekannten Zitat von Winston Churchill eröffnen die beiden Hrsg. ihr Buch. Das Zitat beschreibt sehr deutlich die Situation nach 1918, da die Phase nach dem Ersten Weltkrieg alles andere als friedlich war und von verschiedenen Gewaltformen überschattet wurde, die besonders in Ostmitteleuropa anzutreffen waren.

Der Umschlag des Bandes zeigt einen Freikorpsangehörigen während des Kapp-Putsches 1920. Man denkt dabei sofort an den brutalen Gewalteininsatz der Freikorps im Auftrag der SPD-Führung gegen linksradikale und äußere Feinde in den frühen Tagen der Weimarer Republik. Die Ereignisgeschichte des deutschen Paramilitarismus ist diesbezüglich von deutscher Seite gut dokumentiert, jedoch fehlt es bis heute an Standardwerken, die dessen Genese und Zerfall, die Gewaltdynamik in der Gruppe und ihren spezifischen Aktionsraum der Gewalt untersuchen.¹

Die paramilitärische Gewalt soll als charakteristisches Merkmal in diesen Konflikten untersucht werden, indem die Autoren ihre Ursprünge, Manifestationen und Auswirkungen

¹ Diese Lücke soll nun die am Herder-Institut in Marburg angesiedelte DFG-Forschergemeinschaft „Gewaltgemeinschaften“ mit Projekten zu den bewaffneten Verbänden im Baltikum 1919 (Mathias Voigtmann) und dem Konflikt um Oberschlesien 1918-1921 (Wojciech Pieniazek) schließen.

in Europa für den Zeitraum 1917-1923 näher betrachten. Als Ursprungsort der paramilitärischen Gewalt gilt das revolutionäre Russland von 1917, wo Standards der Brutalität gesetzt wurden, die sich dann über den russischen Bürgerkrieg sowie die konterrevolutionäre Gewalt der Weißen ihren Weg in das östliche Europa bahnten, wo erst ab 1924 wirklich Frieden herrschte. Paramilitärische Gewalt war danach zwar weiterhin existent, trat aber in einer anderen Erscheinungsform auf.

Die Beiträge des Sammelbandes beschäftigen sich mit verschiedenen regionalen Fallbeispielen, die, so wird es in der Einleitung definiert, mit Hilfe einer „vergleichenden transnationalen“ (S. 12) Analyse die verschiedenen Ursachen für „das geographische Ausmaß der Gewalt“ (S. 13) erklären sollen. Somit ist das Werk keine weitere Studie zu Freikorps im engeren Sinne. Eingangs wird kurz und prägnant der aktuelle Forschungsstand präsentiert, unter explizitem Verweis auf Donald Bloxhams Ansatz der *shatter zones* (S. 12). Hierunter sind große Gebiete – oft mit imperialer Vergangenheit – zu verstehen, wo die politischen Grenzen verschwunden sind und Räume entstehen, die keine staatliche Ordnung aufweisen. Diese werden in den Beiträgen in einen übergreifenden Zusammenhang eingeordnet, wobei gleichzeitig auf die regionalen Besonderheiten eingegangen wird. Anhand der Fallbeispiele wird deutlich, dass die Ursachen der paramilitärischen Gewalt nicht allein im Zeitraum des Ersten Weltkriegs zu suchen, sondern früher zu verorten sind; zugleich wird der Einfluss des Weltkriegs auf ihre Weiterentwicklung aufgezeigt.

Die beiden Hrg. arbeiten die revolutionäre sowie die gegenrevolutionäre Gewalt als zwei zentrale Faktoren heraus und stellen beide in einen ideologischen Wettstreit, der nach dem bolschewistischen Putsch im Oktober 1917 begonnen hatte. Dieser Wettbewerb von Nationalismus vs. Bolschewismus spiegelte sich demnach erstens in den ethnischen Konflikten und zweitens in den früheren Nationalstaatsbildungen nach dem Ersten Weltkrieg im östlichen Europa wider. Diese Entwicklung schlug sich in den postimperialen *shatter zones* nieder und trat erstmalig in der russischen Revolution auf, die als Ursprungsort einer paneuropäischen Nachkriegsgewalt verstanden werden muss. Ausgehend von diesen Überlegungen ergeben sich als leitende Kategorien „Revolution“, „imperiale Zusammenbrüche“ und „ethnische Konflikte“. Diese Begriffe stehen in einem engen Zusammenhang und sollen dem Leser erklären, wie und warum es zur paramilitärischen Gewalt kam.

Diesem Konzept entspricht auch die Gliederung des Sammelbands. Die ersten sechs Beiträge werden unter der Überschrift „Revolution und Konterrevolution“ zusammengefasst und legen den Fokus auf einzelne Länder und Regionen Europas. Stets spielt dabei das Verhältnis zur bolschewistischen Revolution eine Rolle. Interessant sind hier für Osteuropahistoriker Beiträge zu den ehemaligen Gebieten des Zarenreichs und der paramilitärischen Gewalt. Exemplarisch sei hier der Aufsatz „Der weiße Mythos. Russischer Antibolschewismus im europäischen Nachkrieg“ von Nikolaus Katzner genannt, der auf das Selbstverständnis der heterogenen Führungsschicht der Weißen Armee eingeht und ihre politische Tätigkeit in der Emigration schildert. Ausnahmen ohne osteuropäischen Bezug bilden die Fallbeispiele über den finnischen Bürgerkrieg und die paramilitärischen Wurzeln des Faschismus in Italien.

Der umfangreichste Abschnitt „Nationen, Grenzgebiete und ethnische Gewalt“ behandelt paramilitärische Gewalt, die mit neuen Nationalstaatsbildungen oder zerfallenden Imperien verbunden war. Hinsichtlich Ostmitteleuropas werden hierzu die Ukraine, das Baltikum und der Balkan behandelt. Am Beispiel von Polen und Irland zeigt Julia Eichberg im transnationalen Vergleich beider Nationen den Übergang vom Ersten Weltkrieg in die darauffolgenden Bürgerkriege und lenkt den Blick auf eher ungewöhnliche Kombattanten wie Jugendliche und Frauen. Abgerundet wird das Kapitel durch Beispiele aus dem Osmanischen Reich und Großbritannien. Als einziges positives Gegenbeispiel wird von Horne Frankreich präsentiert, wo es nach 1918 zu keinen paramilitärischen Exzessen kam.

Der Sammelband ist insgesamt gelungen und lesenswert, da er in voller Ausnutzung der transnationalen und vergleichenden Forschungsperspektive äußerst anregende Überlegungen für diejenigen Historiker bietet, die sich intensiv mit dem neuen Forschungsfeld „Para-

militarismus in der Zwischenkriegszeit“ beschäftigen, aber auch für Osteuropahistoriker, die nach möglichen Erklärungsmustern für die Gewaltexzesse im Osten suchen. Es ist somit der erste Versuch, die paramilitärische Gewalt nach 1918 in einem gesamteuropäischen Zusammenhang zu präsentieren und sich kritisch mit der monokausalen Brutalisierungsthese von George L. Mosse auseinanderzusetzen. Mosse zufolge fanden die durch den Weltkrieg verrohten, heimgekehrten Kombattanten in der paramilitärischen Gewalt ihr gesellschaftliches Ventil.² Wenn man sich die komplexen und vielschichtigen Beispiele im Sammelband anschaut, so ist dieses Erklärungsmuster nicht ausreichend. Die Hrsg. geben in der Einleitung einen guten und detaillierten Einblick in die aktuelle Forschungsdebatte sowie eine Übersicht über Theorieansätze des *Cultures of Defeat*, Kriegserfahrung in ethnischen Grenzgebieten oder die Frage nach der Demobilisierung von Kombattanten. Leider wird gerade für den theoretischen Rahmen kein Literaturverzeichnis angeboten. Dies ist der einzige Kritikpunkt zu einem ansonsten spannenden Sammelband, der sehr zu empfehlen ist.

Marburg

Wojciech Pieniazek

² GEORGE L. MOSSE: *Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars*, Oxford 1990.

Slovensko a Svätá stolica 1918-1927 vo svetle vatikánskych prameňov. [Die Slowakei und der Heilige Stuhl 1918-1927 im Lichte vatikanischer Quellen.] Hrsg. von Emília Hrabovéc. Univ. Komenského v Bratislave. Bratislava 2012. 557 S. ISBN 978-80-223-3227-9.

Die vatikanischen Archive sind eine Fundgrube für Historiker, die sich über die Geschichte der katholischen Kirche hinaus mit transnationalen Anliegen quer durch die Jahrhunderte und über Länder und Kontinente hinweg beschäftigen. Dies macht auch eine Quellenpublikation zur Geschichte der Slowakei und der Tschechoslowakei ab dem Ersten Weltkrieg bis zum Jahr 1927 deutlich, die von Emília Hrabovéc, Professorin für Kirchengeschichte an der Universität Bratislava, vorbereitet worden ist. Es geht um den Austausch zwischen dem Heiligen Stuhl und slowakischen, tschechoslowakischen und ungarischen Diplomaten, Bischöfen und weiteren Repräsentanten, der in einer ersten breiten Auswahl vatikanischer Archivmaterialien vorgestellt wird. Abgehandelt werden dabei nicht nur die kirchenpolitisch relevanten Aspekte, sondern auch zwischenstaatliche und außenpolitische Fragen, die sich aus dem Zusammenbruch der Donaumonarchie und der Neuordnung der staatlichen Grenzen in Ostmitteleuropa nach dem Ersten Weltkrieg ergaben, außerdem innenpolitische Aspekte wie jener des politischen Katholizismus und der katholischen Parteien sowie die zwei großen diplomatischen Krisen 1921 und 1925 zwischen Prag und dem Vatikan, die fast zum Abbruch der außenpolitischen Beziehungen geführt hätten.

Die Schriftstücke sind im vollen Wortlaut in den Originalsprachen abgedruckt, nicht nur in italienischer, sondern auch in lateinischer und französischer Sprache, und sie werden durch slowakische Regeste und Kommentierungen erschlossen. Drei Gattungen an Dokumenten werden vorgestellt: zum einen diplomatische Berichte des Wiener Nuntius Valfrè de Bonzo, des ersten Prager Beauftragten und Nuntius Clemente Micara, des Nuntius Francesco Marmaggi bzw. ab 1925 des *chargé d'affaires* Antonino Arata. Zum anderen handelt es sich um Protokolle der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten (also des außenpolitischen Beratungsgremiums des Vatikans), die sich auf die Slowakei beziehen. Als drittes geht es um Korrespondenzen von geistlichen Repräsentanten wie Bischöfen und Kardinälen nach Rom.

Dass außenpolitische, innenpolitische und kirchenpolitische Angelegenheiten im neuen tschechoslowakischen Staat eng miteinander verschränkt waren, zeigt sich in den publizierten Akten zu den Grenzregelungen nach dem Ersten Weltkrieg. Prag wollte sich die

neuen Außengrenzen auch auf kirchlichem Gebiet bestätigen lassen, während es zugleich innenpolitisch darauf drang, den heterogenen Staat zusammenzuschweißen: Ungarische Bischöfe wurden dabei als nicht loyal angesehen, während von den slowakischen und tschechischen Bischöfen erwartet wurde, dass sie sich der neuen tschechoslowakischen Staatsideologie unterordneten.

Zu den wichtigsten zu regelnden Angelegenheiten gehörte die Ausrichtung der neuen kirchlichen Administrationsgrenzen nach den neuen Staatsgrenzen. In diesem Punkt prallten abermals die kirchen- und außenpolitischen Interessen aneinander: Prag arbeitete auf eine Übereinstimmung dieser Grenzen hin und lehnte zugleich jedoch eine selbständige slowakische Kirchenprovinz lange ab, weil die Prager Regierung darin eine Vorstufe für die politische Autonomie der Slowakei sah und im Interesse der Stärkung der Einheit des Staates die Slowakei lieber in die mährische Kirchenprovinz eingliedert und den Prager Erzbischof zum Primas der ganzen Tschechoslowakei erhoben hätte. Budapest wehrte sich hingegen gegen jede Änderung der kirchlich-jurisdiktionellen Grenzen, um nicht die Verluste durch den Vertrag von Trianon auch noch kirchenrechtlich zementieren zu lassen. Gleichzeitig wurde die Neuordnung der kirchlichen Administration von anderen Staaten in ihre eigene Außenpolitik miteinbezogen: Als die Tschechoslowakei 1919 ein Darlehen bei Großbritannien beantragte, band die britische Regierung den Kredit an die Lösung der slowakischen Frage und die Konsolidierung der innenpolitischen Verhältnisse.

Eine weitere übergreifende Thematik war die Besetzung der Bischofsstühle, wobei das altungarische königliche Oberpatronatsrecht von der Prager Regierung für sich beansprucht, vom Papst jedoch als erledigt betrachtet und durch den Anspruch des Papstes auf freie Bischofsernennung durch die oberste kirchliche Autorität abgelöst wurde. Dies kam, so erhellen es die Archivalien, zum Tragen, als es 1920-1925 um die Ernennung der neuen Bischöfe ging.

Der Band ist über ein Orts- und ein Namensregister sowie über Literaturangaben gut erschlossen. Er regt zu weiteren, ähnlich gelagerten Recherchen an, denn auch für andere europäische Länder wäre eine parallel aufgebaute Quellenausgabe für die inneren und äußeren Entwicklungen unter Einbeziehung der Sicht des Heiligen Stuhls wünschenswert, die oft genug enge nationale Perspektiven übersteigt.

München – Regensburg

Katrin Boeckh

Anna Moskal: Im Spannungsfeld von Region und Nation. Die Polonisierung der Stadt Posen nach 1918 und 1945. (Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Ostmitteleuropas, Bd. 23.) Harrassowitz. Wiesbaden 2013. XIV, 298 S., Ill. ISBN 978-3-447-06755-3. (€ 56,-)

Anna Moskals Studie beruht auf ihrer Dissertation, die unter der Leitung von Philipp Ther im Rahmen des Projekts „Out of Place. Ethnic Migration, Nation State Formation and Property Regimes in Poland, Czechoslovakia and Israel“ entstanden ist. Dieses internationale Projekt wurde 2006-2009 am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz und an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) realisiert. Die Forscher beschäftigten sich auch mit Pressburg (Bratislava)¹ und der israelischen Stadt Ramla. M.s Forschungsansatz beruht auf der „Erkenntnis, dass (Zwangs-) Migration und Eigentumspolitik eine zentrale Rolle bei der nationalen Aneignung bestimmter Räume spielen“ (S. 3). Im Buchtitel wird die für die Analyse maßgebliche Kategorie deutlich: der Konflikt zwischen den Zentral- und Lokalbehörden in Posen (Poznań) und seine Aushandlung innerhalb zweier historischer Perioden – nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit Polens 1919-1929 und

¹ IRIS ENGELMANN: Die Slowakisierung Bratislavas. Universität, Theater und Kultusgemeinden 1918-1948, Wiesbaden 2012.

nach der Befreiung 1945-1947. Der Konflikt bezog sich auf die Rolle, die Großpolen, und insbesondere Posen und seine Einwohnerschaft, im polnischen Staat spielen sollten. M. betont, dass Posen in der Zwischenkriegszeit „die Hochburg der politischen Opposition war, die diese Stadt zu einem Gegengewicht zur Hauptstadt Warschau ausbauen wollte“ (S. 41).

Die Vf. schildert diese Prozesse, indem sie den Begriff „Polonisierung“ verwendet; zugleich weist sie „auf aktuelle Proteste polnischer Gesprächspartner“ (S. 5) hin, die „Repolonisierung“ bevorzugen würden. M. untersucht ihren Forschungsgegenstand anhand dreier Fallstudien: der Posener Messe, des „Großen Theaters“ und konfessioneller Friedhöfe. Dies waren charakteristische Komponenten der polnischen Markierung der Stadtlandschaft, die als Antwort auf die in den 1890er Jahren in Angriff genommenen analogen Maßnahmen der deutschen Behörden anzusehen sind.² Allerdings erscheint es nicht vollkommen begründet zu sein, auf die beiden Perioden und sehr unterschiedlichen Forschungsgegenstände den Begriff „Polonisierung“ anzuwenden. Von einer „Polonisierung“ können wir lediglich im Zusammenhang mit der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg und in Bezug auf die Institutionen, die vor 1793 nicht existiert hatten, sprechen.

Eindeutig polonisiert wurde vor allem die Posener Messe. Nach dem Ersten Weltkrieg sollte sie eine klare Antwort auf die Ostdeutsche Ausstellung von 1911 darstellen, die darauf abgezielt hatte, die schnelle und moderne Entwicklung der damaligen deutschen Ostgebiete nachzuweisen. Indem man nach 1918 die Ausstellungsgebäude für die polnischen Messe- und Ausstellungszwecke adaptierte, wollte man etwas Ähnliches beweisen – und zwar die Fortschrittlichkeit der polnischen Industrie und die Errungenschaften des jungen Staates. Eine entscheidende Phase war hierbei 1929 die Durchführung der Allgemeinen Landesausstellung (*Powszechna Wystawa Krajowa*), mit der die Leistungen der polnischen Wirtschaft während der ersten zehn Jahre der Souveränität Polens dokumentiert wurden. Die aufwändigen Bemühungen der Posener Behörden, diese Veranstaltung in der Hauptstadt Großpolens stattfinden zu lassen, beweisen ihr Bestreben, die Bedeutung der deutschen Ausstellung von 1911 zu minimieren.

Der Kontext ist aber noch deutlich umfangreicher. Die Autorin erwähnt nämlich nicht, dass die Posener Ausstellung von 1911 ein bemerkenswertes Präludium zu der Ausstellung war, die in Breslau 1913 anlässlich des 100-jährigen Jubiläums der Völkerschlacht bei Leipzig und des Sieges über Napoleon organisiert wurde. Die Posener Veranstaltung akzentuierte die wirtschaftliche Entwicklung des „eingedeutschten“ Großpolens sowie Nieder- und Oberschlesiens. Sie betonte auch den angeblich deutschen Charakter Posens. In Breslau dagegen konzentrierte man sich auf den historischen Kontext der Befreiungskriege und die Rolle der schlesischen Hauptstadt bei der Bezwingung Napoleons. Die Ausstellungen von 1911 und 1913 sind daher im Zusammenhang zu betrachten, sie manifestierten nämlich die Macht Deutschlands im Osten – sowohl in wirtschaftlicher als auch in historischer Hinsicht. Dies fand auch in der Symbolik der Ausstellungsgebäude seinen Ausdruck: im Oberschlesischen Turm in Posen und im Pavillon der Historischen Ausstellung in Breslau (beides Entwürfe Hans Poelzigs) sowie in der Breslauer Jahrhunderthalle Max Bergs. Ganz offensichtlich bezog sich die Allgemeine Landesausstellung 1929 auf Veranstaltungen von 1911 und 1913. Auch die im Juni 1929 in Breslau eröffnete Ausstellung „Werk und Wohnraum“ (*WuWa*), die vom Schlesischen Landesverband des Deutschen Werkbun-

² Vgl. ZENON PAŁAT: *Architektura a polityka. Gloryfikacja Prus i niemieckiej misji cywilizacyjnej w Poznaniu na początku XX wieku* [Architektur und Politik. Die Verherrlichung Preußens und der deutschen zivilisatorischen Mission in Posen zu Beginn des 20. Jh.], Poznań 2011; Rezension von CHRISTOPH SCHUTTE, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 63 (2014), S. 157-158, der allerdings den Titel falsch angibt und das Wort „znaczenie“ falsch übersetzt – und zwar mit „Bedeutung“ statt „Markierung“.

des organisiert wurde, sollte hier mitberücksichtigt werden.³ Beide Veranstaltungen von 1929 konkurrierten zwar miteinander, hatten aber das gemeinsame Ziel, die moderne Entwicklung der beiden Staaten nachzuweisen. Im Zusammenhang der Breslauer Veranstaltung wiederum müsste man auch die ab 1921 in Posen stattfindenden Messen betrachten – letztlich bestand die Intention stets darin, die Öffentlichkeit vom Polentum Großpolens bzw. vom Deutschtum Schlesiens zu überzeugen.

In der zweiten Fallstudie erörtert M. die Übernahme des deutschen Stadttheaters in Posen 1919 und seine Umgestaltung in die anfangs bedeutendste Opernbühne Polens. Auch hier handelte es sich um eine materielle Aneignung. Das Theater stellte eine Komponente des Kaiserforums – einer imposanten städtebaulichen Anlage im Zentrum Posens – dar und war eines der symbolträchtigsten Elemente der Markierung des deutschen Territoriums in Posen. Die Geschichte des Theaters bis 1918 wird von M. in interessanter Weise geschildert, allerdings ohne den besonderen Charakter des gesamten Stadtviertels zu berücksichtigen. Dieses ist ausschließlich mit dem etwas früher entstandenen Kaiserforum in Straßburg zu vergleichen, das nach 1918 und nach 1945 französisiert wurde. Im Fall des Posener Theaters kann man von einer „Polonisierung“ des Theatergebäudes und des gesamten Bauensembles des Kaiserforums sprechen. Das Repertoire, die Leitung und das Personal wurden hingegen eher „repolonisiert“. Seit 1875 existierte nämlich in Posen ein modernes polnisches Theater mit eigenem Repertoire. Die 1919 eröffnete Oper, die den Platz des deutschen Stadttheaters einnahm, setzte gewissermaßen die Traditionen des früheren polnischen Theaters fort, das sich weiter auf Theaterstücke konzentrierte, während im Großen Theater hauptsächlich Opernstücke gespielt wurden. M. erörtert auch sehr knapp – und dabei leider zu oberflächlich – die deutsche Besatzung 1939-1945 und deutet die Jahre 1945-1949 als Fortsetzung der Programm- und Personalpolitik sowie der Einstellung der Stadtbehörden gegenüber der Oper aus der Zwischenkriegszeit.

In der dritten Fallstudie beschäftigt sich die Autorin mit den evangelischen Innenstadtfriedhöfen, die man in der Zwischenkriegszeit in Stadtparks verwandeln wollte. Aufgrund des Widerstands der evangelischen Gemeinde wurde das Vorhaben nicht verwirklicht. Erst im Laufe des Zweiten Weltkriegs lösten die deutschen Behörden diese Friedhöfe teilweise auf, und die polnischen Behörden führten dieses Bestreben nach 1945 fort.

M.s Buch ist eine spannend verfasste Studie, die sich auf eine gründliche Archiv- und Presserecherche stützt und die sehr umfangreiche polnische Fachliteratur sorgfältig nutzt. Im Kontext der polnischen Forschungen nimmt diese Arbeit einen neuen Standpunkt in Bezug auf die Frage nach der „Polonisierung“ und der „Repolonisierung“ Posens nach 1918 und nach 1945 ein, wenn auch dieser Aspekt größtenteils bereits in anderen Zusammenhängen erörtert worden ist. Für deutsche Leser ohne Polnisch-Kenntnisse liefert dieses Buch nicht nur aufschlussreiche Informationen zur Geschichte Posens, sondern auch zur preußischen Herrschaft im polnischen Teilungsgebiet.⁴ Die Studie passt also hervorragend in die Strömung der *postcolonial studies*, auch wenn M. selbst sich nicht darauf bezieht. Sehr wünschenswert wäre es, dieses Buch auch in polnischer Sprache zu veröffentlichen. Es könnte nämlich einen Anstoß für Studien zu polnischen Städten innerhalb anderer Teilungsgebiete liefern, die man nach 1918 repolonisierte. Schon jetzt stellt es einen bedeu-

³ JADWIGA URBANIK: WUWA 1929-2009. Wrocławska wystawa Werkbundu [WUWA 1928-2009. Die Breslauer Ausstellung des Werkbundes], Wrocław 2009.

⁴ Dies ist insbesondere im Zusammenhang des bisher nicht ins Deutsche übersetzten Buches Zenon Pałata, sowie des für die Wahrnehmungsfrage des Stadtraums grundlegenden Buches von ZOFIA OSTROWSKA-KĘBŁOWSKA. Architektura i budownictwo w Poznaniu w latach 1780-1880, 2. Aufl., Poznań 2009, zu betonen, was zweifelsohne sehr schade für die deutschen Leser ist.

tenden Ansatzpunkt zur Analyse der „Französisierungsprozesse“ nach 1918 und nach 1945 im Elsass und in Lothringen dar.

Wrocław

Agnieszka Zabłocka-Kos

Die Grafschaft Glatz zwischen 1918-1946. Beiträge über eine schlesische Kulturlandschaft. Festschrift für Franz Jung zum 75. Geburtstag. Hrsg. von Horst-Alfons Meißner und Michael Hirschfeld. Aschendorff. Münster 2012. 524 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-402-12896-1. (€ 29,80.)

Die besondere Anziehungskraft der Grafschaft Glatz kann unterschiedlich beschrieben werden – dass es sie gibt, lässt sich aber nicht leugnen. Man sollte sich mit dem imposanten Ertrag der Historiografie zu Glatz vertraut machen, um das überdurchschnittliche Interesse der Forscher an diesem Grenzland in der Bergwelt nachvollziehen zu können. Allein in letzter Zeit sind zwei internationale Synthesen zur Landesgeschichte, ein historischer Atlas sowie zahlreiche Monografien und Quellensammlungen erschienen. Jene Liste wird durch den vorliegenden Sammelband ergänzt, in dem die unruhigen und folgenschweren Jahre der Weimarer Republik, des Nationalsozialismus und der Nachkriegsvertreibung dargestellt werden. Verglichen mit den früheren Publikationen zur Grafschaft Glatz, die in Deutschland erschienen sind, ist diese neue Veröffentlichung bedeutsamer, denn sie macht insbesondere auf die letzten Jahre der deutschen Herrschaft aufmerksam. Wie die Hrsg. Horst-Alfons Meißner und Michael Hirschfeld in der Einführung richtigerweise bemerken, wurden die Zwischenkriegszeit und der Zweite Weltkrieg in der Grafschaft Glatz früher nicht gründlich beschrieben, obwohl es sich „um eine Schlüsselzeit für das Gros der Vertriebenen handelt“ (S. 9). Den Projektleitern geht es übrigens nicht nur um die Bearbeitung schwieriger Fragen, sondern auch um den Versuch, sie kritisch darzustellen. Die Veröffentlichung entstand im Kirchenhistorischen Arbeitskreis der Grafschaft Glatz, was die Hervorhebung kirchlicher Fragen erklärt. Das sollte aber nicht als Einwand verstanden werden, hat doch der katholische Charakter der Grafschaft ihre Eigenart innerhalb der Provinz erst ausgemacht. Außerdem war es nicht Ziel der Hrsg., die Geschichte der Grafschaft Glatz in der Zeit von 1918 bis 1946 vollumfassend zu bearbeiten. Das Projekt zeichnet die Vielfalt der Auffassungen und aufgegriffenen Themen aus, die zu der komplizierten Realität dieser schwierigen Zeitspanne gehörten.

Die in dem Band enthaltenen Texte sind nicht immer neuesten Datums, erleichtern aber den Zugang zu Forschungsergebnissen, die in Deutschland in den letzten Jahren publiziert worden sind. Auffällig ist das Interesse an den Nationalsozialisten und am „Dritten Reich“. Der Weimarer Republik, so z.B. der Revolution von 1918, der Wirtschaftskrise in den Nachkriegsjahren (bis 1923), dem deutsch-tschechischen Grenzkonflikt und letztendlich den Modernisierungsprozessen in den 1920er Jahren insgesamt, wird hingegen nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Die Veröffentlichung erscheint in erster Linie als Abrechnung mit dem NS-Regime, das die katholische Gesellschaft der Grafschaft Glatz zu „verführen“ versucht habe und in Konflikt mit dem katholischen Klerus geraten sei. Mit Ausnahme der regionalen Dimension des Holocaust werden andere religiöse, nationale und soziale Gruppen nicht gesondert behandelt. Das Arbeiter- und Adelsmilieu tritt eigentlich gar nicht in Erscheinung. Die Geschichte von Nicht-Deutschen (etwa Häftlingen und Zwangsarbeitern), die während des Krieges in die Grafschaft Glatz verschleppt wurden, wird nur in einem Artikel erwähnt. Wir haben es also mit einer Publikation zu tun, die sich auf ausgewählte politische und gesellschaftliche Fragen und dies stets aus der Perspektive der katholischen Gesellschaft konzentriert.

Von den 32 Texten und 13 Verfassern sollte man den Beitrag der beiden Hrsg. hervorheben. Von Meißner stammen zehn Artikel (insgesamt 179 Seiten), von Hirschfeld vier (45 Seiten). Der Erkenntniswert der einzelnen Texte lässt sich nicht vergleichen, was sich schon an der Quellengrundlage und der methodologischen Herangehensweise ablesen lässt. Neben umfangreichen Artikeln von erfahrenen Forschern, die Literatur, Presse sowie

deutsche und polnische Archive gewinnbringend genutzt haben, finden sich in dem Band auch oberflächliche Abhandlungen, Quellenbesprechungen, interessante Erinnerungen von Zeitzeugen und Berichte von kirchlichen Feierlichkeiten. Als positives Beispiel sollten die ausgezeichneten Beiträge Meißners erwähnt werden, u.a. zu Biografien von Glatzer und Habelschwerdter Landräten 1933-1945, die uns einen Einblick in die Hintergründe der nationalsozialistischen Herrschaft gewähren. Georg Jäschkes Text ist hingegen nicht gelungen. Er schildert die NS-Herrschaft in der Grafschaft Glatz auf Grundlage lokaler Chroniken. Da diese teilweise selbst aus den 1930er Jahren stammen, hätte er lieber die Einstellung der Verfasser zum Nationalsozialismus analysieren sollen, anstatt die Ereignisse in jener Zeit zu schildern. Der umfangreiche Beitrag von Otto Menzel (S. 423-470), der den dramatischen Ereignissen gegen Kriegsende und in der Nachkriegszeit gewidmet ist, u.a. der Vertreibung der Deutschen, ist zweifellos sehr gut dokumentiert. Jedoch wählt er sowohl hinsichtlich der Quellen als auch der Perspektive einen deutschen Bezugspunkt. Dieser Beitrag verstärkt auch den Eindruck, den einen kritischer Leser im Laufe der Lektüre beschleicht, dass die Grafschafter Bevölkerung hier als Opfer von Fremden dargestellt wird: zuerst der Nazis, dann der Roten Armee und zum Schluss der Polen. Ob der Band genau dies beabsichtigt, sei dahingestellt, aber die Themenauswahl und die Art und Weise der Darstellung führen zu diesem Eindruck. Selbstverständlich soll das Leiden der deutschen Bevölkerung nicht geleugnet werden, es muss dem Band jedoch konstatiert werden, dass die Darstellung einseitig ausfällt.

Das Buch ist somit kein vollständiger Überblick über die historischen Ereignisse, sondern eine selektive Darstellung des Themas. Diese erlaubt es jedoch, die dramatische Zeit des NS-Regimes besser zu verstehen. Das ist hinsichtlich der Grafschaft Glatz und Niederschlesiens von Bedeutung. Dieser Zeitraum ist bisher nicht ausreichend erforscht worden, nicht nur in Bezug auf die Glatzer Region. Die vorliegende Publikation gehört in diesem Kontext schon zu den fundiertesten, was eigentlich auch ihren größten Verdienst darstellt. Die positive Bewertung sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Vf. zu selten auf Erkenntnisse der polnischen und tschechischen Historiografie zurückgreifen. Sie beschränken ihr Forschungsinteresse auf die deutschen Aspekte der Geschichte, worin ich ein Bestreben zur Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte erkennen möchte. Zusammenfassend möchte ich hinzufügen, dass die Publikation sorgfältig vorbereitet wurde und aussagekräftige Bilder und Dokumente den Text bereichern. Die vorliegende Textsammlung kann also als wertvoll angesehen werden.

Wrocław

Tomasz Przerwa

Michael Schwartz: Funktionäre mit Vergangenheit. Das Gründungspräsidium des Bundesverbandes der Vertriebenen und das „Dritte Reich“. In Zusammenarbeit mit Michael Buddrus, Martin Holler und Alexander Post. Oldenbourg. München 2013. X, 594 S., Ill. ISBN 978-3-486-71626-9. (€ 69,80.)

Gegenstand des Buches ist das 1958 gebildete, aus 13 Personen bestehende erste Führungsgremium (Präsidium) des Bundes der Vertriebenen (BdV). Die Untersuchung ist eingeteilt in ein Einleitungskapitel, das den historischen Überblick bietet, und drei weitere Hauptkapitel „Lebensläufe bis 1933“, „Politisches Verhalten 1933-1939“ und „Politisches und militärisches Verhalten im Zweiten Weltkrieg 1939-1945“. Behandelt werden die individuellen Biografien der Personen, die diese Kleingruppe bilden, und deren Grad an persönlicher, beruflicher, politischer bzw. militärischer Verstrickung in das nationalsozialistische Regime und dessen Verbrechen.

Im Ergebnis der von den Autoren unter Leitung von Michael Schwartz, allesamt Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte (IfZ), München, mit großer Sorgfalt und erheblichem Aufwand geführten Recherchen zeigt sich eine sehr starke Involvierung bzw. Affinität des BdV-Gründungspräsidiums in den bzw. zum Nationalsozialismus: Nur zwei der 13 Präsidiumsmitglieder – Linus Kather aus Königsberg und der sudetendeutsche Sozial-

demokrat Wenzel Jaksch – können als unbelastet betrachtet werden. Für die anderen ergibt sich (mit gewissen Vorbehalten) ein abgestuftes Bild: Zwei Präsidiumsmitglieder (der Ostpreuße Alfred Gille als Gebietskommissar und der Schlesier Erich Schellhaus wegen wahrscheinlicher Beteiligung am Krieg gegen Partisanen in Weißrussland) gelten demnach als besonders schwer belastet. Schwer belastet waren ebenso Rudolf Wollner aus Böhmen und der Ostpreuße Hellmut Gossing (wegen militärischer Aktivitäten). Geringer belastet sind Hans Krüger aus Hinterpommern, der ehemalige Vertreter der deutschen Minderheit in Oberschlesien Otto Ullitz, der Donauschwabe Josef Trischler und der Danziger Heinz Langguth, ebenso der Ostpreuße Reinhold Rehs sowie Karl Mocker und Rudolf Lodgman von Auen, beide aus Böhmen.

Die von Sch. und seinen Mitautoren in Form eines „Gutachtens“ analysierte Zusammensetzung des BdV-Gründungspräsidiums hat in der öffentlichen Diskussion über die Geschichte des BdV und von Vertriebenenorganisationen eine längere Vorgeschichte: Angestoßen wurde die Erstellung des Gutachtens vom BdV selbst, der sich allerdings zuvor seitens der Medien und auch politischer Parteien mit drängenden Fragen nach der eigenen Vergangenheit konfrontiert gesehen hatte. Eine ebenfalls im IfZ entstandene, fachlich verunglückte (weil offenkundig von vornherein einer Entlastung des BdV verpflichteten) Vorstudie war 2010 zwar nicht zur Publikation freigegeben worden, aber dennoch in die Öffentlichkeit gelangt und hatte für entsprechende Kritik gesorgt. So waren die Erwartungen hoch, die sich an das von Sch. und dem IfZ verantwortete Buch richteten. Dementsprechend ist in den überregionalen Medien, in unterschiedlichsten Presseorganen sowie auch im wissenschaftlichen Bereich viel darüber diskutiert und geschrieben worden; dass die Resonanz angesichts Thematik und Vorgeschichte unterschiedlich ausfällt, mag nicht überraschen. Sie sagt viel über das Buch und seine Bedeutung aus:

Wiederholt – und nach Ansicht des Rezensenten zu Recht – wird die umfassende Kontextualisierungsarbeit und die differenzierte, jegliche Pauschalurteile vermeidende Darstellung (Wigbert Benz¹) gelobt, die „viele offene Fragen zur Vergangenheit führender Funktionäre des BdV“ geklärt habe (Erich Später²). Sie basiert auf umfassender Literaturauswertung und Sichtung archivalischer Quellen und trägt zur „Verwissenschaftlichung“ (Mathias Beer³) der Diskussion über den BdV und seine politische Rolle bei. Die vorbildliche Quellenerfassung und deren umsichtige und unvoreingenommene Interpretation bilden fraglos eine der Stärken des Buches. Die differenzierte Präsentation und zeitgeschichtliche Einordnung der strittigen Charta der deutschen Heimatvertriebenen von 1950 ist hier als Beispiel zu erwähnen.

Verschiedentlich wurde das Verhältnis zwischen dem Aufwand, der für die Erstellung der Studie betrieben wurde, und deren Ergebnis, nämlich dass die meisten Mitglieder des BdV-Präsidiums mehr oder weniger in den Nationalsozialismus involviert waren und die-

¹ WIGBERT BENZ: Rezension zu: Michael Schwartz, Funktionäre mit Vergangenheit. Das Gründungspräsidium des Bundesverbands der Vertriebenen und das „Dritte Reich“, München 2012, in: Archiv für Sozialgeschichte online (53) 2013, URL: <http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81451> (20.03.2014).

² ERICH SPÄTER: Männer mit Erfahrung. Das erste Präsidium des Bundes der Vertriebenen/Vereinigte Landsmannschaften (BdV/VI) wurde von ehemaligen Mitgliedern der NSDAP, SA und SS geführt, in: Konkret (2013), 1, S. 38-39.

³ MATTHIAS BEER: Rezension zu: Schwartz, Michael: Funktionäre mit Vergangenheit. Das Gründungspräsidium des Bundesverbands der Vertriebenen und das „Dritte Reich“, München 2012, in: H-Soz-u-Kult vom 07.05.2013, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2013-2-093> (20.03.2014).

sen stützten, kritisiert. Dieses Resultat sei wenig überraschend (Franziska Augstein⁴) oder gar ganz ohne „Neuigkeitswert“ (Michael Wolffsohn⁵), weil man Derartiges habe annehmen können. Weitergehend ist die einem Verriss nahekommende Äußerung des Berliner Historikers Henning Köhler in der FAZ⁶, der in dem Buch eine „überzogene Nazi-Riecherei“ kritisierte, die keineswegs auf die Aufklärung der Vergangenheit abziele. Es handele sich um eine „linke Kritik an der bestehenden gesellschaftlich-politischen Ordnung, der durch das jämmerliche Scheitern des Sozialismus die gängigen Argumente ausgegangen sind“. Und: „Mit der bewussten Verzeichnung des NS-Regimes als ständiger Herausforderung und Bedrohung“ werde ein „Pappkamerad aufgestellt, auf den man beliebig einschlagen kann“. Diese Pauschalargumentation stellt die Sinnhaftigkeit nahezu jeder institutionen- oder kollektivbiografischen Kontinuitätsforschung zur NS-Zeit in Zweifel und ist nicht nachvollziehbar. Im vorliegenden Buch geht es um nichts weniger als um die Gründungsgeschichte eines einflussreichen Interessenverbandes, der in der Geschichte und Politik der Bundesrepublik Deutschland deutliche Spuren hinterlassen hat.

In der polnischen Presse fand das Buch ein differenziertes Echo: In einem vierseitigen Text bemerkte beispielsweise Piotr Andrzej Cywiński⁷ bei einem abwägend positiven Gesamturteil kritisch, dass es mehr als ein halbes Jahrhundert bis zur Veröffentlichung einer solchen Studie gebraucht habe, und kritisierte, dass es sich eigentlich um „alte Geschichten“ handle, weil die Akteure längst nicht mehr am Leben seien. Nun sollen sich weitere Untersuchungen über die folgenden Generationen von BdV- und Landsmannschaftsvertretern anschließen. Abgesehen davon, dass bereits eine Reihe von Spezialstudien über die Geschichte von Vertriebenenorganisationen vorliegt, kann dem sicher zugestimmt werden – gleichwohl hat das vorliegende Buch zu einer soliden Grundlage für weitere Forschungen ganz entscheidend beigetragen und handwerkliche Maßstäbe gesetzt. Eine kollektive Biografie der wohl in die Hunderte reichenden Anzahl von BdV-Funktionären der folgenden Generationen wäre im Rahmen einer Studie wissenschaftlich seriös kaum zu leisten gewesen.

Mit der Fokussierung auf das Gründungspräsidium wurde eine für die Geschichte des BdV ebenso relevante wie für die Darstellbarkeit in einem Gutachten noch zu bewältigende Gruppe ausgewählt. Auch wenn deren starke Involvierung in den Nationalsozialismus schon vorher vermutet wurde, so stellt das Werk dennoch einen erheblichen Gewinn dar. Es besteht ein sehr großer Unterschied zwischen dem bisher lediglich Vermuteten, das – wie nicht nur hinlänglich bekannt, sondern auch geschehen ist – erheblichen Raum für Spekulationen, Legenden- und Mythenbildung zulässt, und dem nun erreichten gesicherten

⁴ FRANZISKA AUGSTEIN: Verweigerte Aufklärung. Der Bund der Vertriebenen wurde von Ex-Nazis gegründet. Eine Podiumsdiskussion in Berlin, in: Süddeutsche Zeitung vom 07.12.2012

⁵ „Hut ab“ zur Aufarbeitung der Vergangenheit. Michael Wolffsohn im Gespräch mit Dieter Kassel, in: Deutschlandradio Kultur vom 12.12.2012, URL: http://www.deutschlandradiokultur.de/hut-ab-zur-vergangenheit.954.de.html?dram:article_id=230824 (20.03.2014).

⁶ HENNING KÖHLER: Auf der Suche nach belastendem Kontext. Das Präsidium des BdV von 1958 wurde durchleuchtet, das Wirken von 13 Männern vor 1945 rekonstruiert. Der Aufwand steht in keinem Verhältnis zu den Ergebnissen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 13.01.2013.

⁷ PIOTR ANDRZEJ CYWIŃSKI: Wypędzanie zombie. Związkiem Wypędzonych latami kierowali funkcjonariusze reżimu hitlerowskiego [Vertreibung der Zombies. Der Bund der Vertriebenen wurde jahrelang von Funktionären des Hitlerregimes geleitet], in: Uwazam Rze vom 09.12.2012, URL: <http://www.uwazamrze.pl/artykul/959345.html> (20.03.2014).

Wissen. Das Buch hat sein Ziel, die klare Beantwortung einer über Jahre wissenschaftlich und politisch kontrovers diskutierten Frage, überzeugend erreicht. Das ist ein hoch zu bewertendes Verdienst.

Oldenburg

Matthias Weber

Die Berichte der Einsatzgruppen aus Polen 1939. Vollständige Edition. Hrsg. von Stephan Lehnstaedt und Jochen Böehler. Metropol. Berlin 2013. 480 S. ISBN 978-3-86331-138-4. (€ 24,-)

Die Quellenedition zu den Einsatzgruppen in Polen umfasst die Berichte der Einsatzgruppen der deutschen Sicherheitspolizei aus den Monaten September und Oktober 1939. Stephan Lehnstaedt und Jochen Böehler haben dafür einschlägige Archive in Deutschland, Polen, Russland und der Ukraine ausgewertet. Beim deutschen Angriffskrieg gegen Polen folgten den Einheiten der vorrückenden Wehrmacht sieben Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei in 16 Einsatzkommandos mit insgesamt 2700 Mann. Offiziell waren sie dem Heer unterstellt. Weisungen erteilten ihnen jedoch der Polizeichef und Anführer der SS, Heinrich Himmler, und der Chef der Sicherheitspolizei und des SS-Sicherheitsdienstes (SD), Reinhard Heydrich. Diese beauftragten sie damit, alle (vermeintlich) reichs- und deutschfeindlichen Elemente im rückwärtigen Frontgebiet zu verfolgen und die „polnische Intelligenz“ weitgehend auszuschalten. Die Opferzahlen dieser Verbrechen lassen sich bis heute nur annähernd schätzen; zu vermuten ist, dass bis Frühjahr 1940 über 60 000 Personen ums Leben gebracht wurden.

Das Quellenkorpus aus dem Bundesarchiv besteht im Wesentlichen aus Berichten, die ursprünglich in einem eigens geschaffenen Referat „Unternehmen Tannenberg“ im Reichssicherheitshauptamt gesammelt wurden.¹ Diese werden ergänzt durch von den Polizei- bzw. SS-Formationen vor Ort angefertigte Mitteilungen, die sich heute in polnischen Staatsarchiven sowie im Archiv des Warschauer Instituts für das Nationale Gedenken (IPN) befinden. Das damit ergänzte Quellenkorpus wird bereichert durch drei Dokumente des Russischen Militärarchivs in Moskau.

Die Hrsg. haben erstmals sämtliche erhaltenen Berichte veröffentlicht, darunter Tages- und Wochenmeldungen wie auch gesonderte Meldungen – etwa über den Kirchenbesuch in Westpreußen oder die Situation jenseits der deutsch-sowjetischen Demarkationslinie. Die Dokumente sind chronologisch geordnet und durch Kommentare sowie ein Personen- und Sachregister erschlossen. Der Umfang der Kommentierung und das Ausmaß der dafür durchgeführten Recherchen orientieren sich an den Gepflogenheiten bei etablierten, renommierten Editionen von Dokumenten aus der NS-Zeit. Gewöhnungsbedürftig ist, dass die Hrsg. den Archivnachweis jeweils an das Ende der Briefzeile platziert haben; ein Register der Ortsnamen fehlt ebenso wie eine Auflistung der konsultierten Archive.

In den Berichten beschreiben die Nationalsozialisten u.a. von ihnen selbst verübte Übergriffe in Polen. Daneben teilen sie Lageanalysen und Beobachtungen aus dem eroberten Gebiet mit. Demnach gab es zahlreiche Kontakte zu lokalen Honoratioren und als Volksdeutsche angesehenen Einwohnern. Hier erweist sich, wie die Hrsg. in ihrer Einleitung betonen, dass die volksdeutsche Minderheit in Polen alles andere als gleichgesinnt und von einer Gleichschaltung weit entfernt war. Dabei stand besonders die Evangelisch-Augsburgische Kirche unter ihrem – von den Eroberern alsbald eingesperrten – Landesbischof Julius Bursche im Verdacht mangelnder Loyalität gegenüber den neuen Machthabern. Hauptgegner der systematisch vorgehenden SS-Formationen seien der polnische Staat und seine Repräsentanten gewesen, während die Juden Polens zu diesem Zeitpunkt

¹ Siehe hierzu bereits MICHAEL WILDT: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*, Hamburg 2003, S. 428-480.

noch nicht „im Mittelpunkt des Interesses“ gestanden hätten (S. 13). Diese Feststellung verharmlost die Tragweite der Bedrohung, der die jüdische Bevölkerung von September 1939 an ausgesetzt war; überdies steht sie in einem gewissen Widerspruch zum Umschlagfoto, auf dem „[f]estgenommene polnische Juden“ abgebildet sind, die „im Gebäude der Jüdischen Gemeinde Warschau [...] wegen angeblichen Waffenbesitzes“ (S. [4]) vor ein inszeniertes Standgericht des SD geführt wurden. Zwei der drei Dokumente, die dem Band aus dem Russischen Militärarchiv Moskau beigegeben wurden, listen für Ostoberschlesien (Dok. 107) und für den Warthegau (Dok. 104) die Zahl der jüdischen Einwohner nach Orten sowie für Letzteren auch die Namen und Geburtsdaten der eingesetzten Judenräte auf (S. 412-419). Gleicher Provenienz ist das erste Dokument, das über die Vorbereitungen für den Einsatz von Gestapo und SD „im Falle Polen“ informiert und Überlegungen für die Verwendung der Einsatzgruppen nach Beginn des Kriegs wiedergibt (S. 23-44). Das nicht mit Datum versehene Dokument entstand vermutlich vor Abschluss des sog. „Hitler-Stalin-Pakts“ am 23. August 1939.

Den Hrsg. ist insgesamt eine überzeugende Dokumentation des Okkupationsprozesses und der damit einhergehenden Gewaltmaßnahmen in den ersten Wochen und Monaten des Zweiten Weltkriegs aufgrund eines wichtigen, bislang aber wenig beachteten Teils der deutschen Überlieferung gelungen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Alfons Adam: „Die Arbeiterfrage soll mit Hilfe von KZ-Häftlingen gelöst werden“. Zwangsarbeit in KZ-Außenlagern auf dem Gebiet der heutigen Tschechischen Republik. Metropol. Berlin 2013. 432 S. ISBN 978-3-86331-083-7. (€ 29,90.)

Zwischen 1939 und 1945 wurden auf dem Gebiet des „Deutschen Reiches“, einschließlich der besetzten Gebiete, rund 13,5 Millionen Menschen zur Zwangsarbeit eingesetzt. Den größten Teil dieser Gruppe machten die rund 8,4 Millionen zivilen Zwangsarbeiter aus. Daneben wurden rund 4,6 Millionen Kriegsgefangene und 1,7 Millionen KZ-Häftlinge zum Arbeitseinsatz herangezogen. Ihr Einsatz, der durch die immer größeren Verluste an „inländischen“ Arbeitskräften bald unumgänglich wurde, erfolgte in nahezu jedem Zweig der Kriegswirtschaft.

Die vorliegende Publikation von Alfons Adam, der am Institut Theresienstädter Initiative in Prag tätig ist, widmet sich der Gruppe der KZ-Häftlinge und greift den Einsatz von Häftlingen zur Zwangsarbeit in KZ-Außenlagern im heutigen Tschechien als Thema heraus. Zu diesen gab es bisher kaum Detailstudien, sie werden vor allem in Überblickswerken zum KZ-Lagersystem und dem Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen erwähnt.¹ Dieser Umstand, so hält der Autor in der Einleitung seines Buches fest, sei auch einer der Hauptgründe für die Abfassung der vorliegenden Studie gewesen.

In den einleitenden Kapiteln stützt sich der Autor auf die zum Thema „Zwangsarbeit“ bereits sehr umfangreich vorliegende Fachliteratur. Er bezieht sich sowohl auf Standardwerke – lediglich die seit 1985 in mehreren Auflagen erschienene, grundlegende Studie *Fremdarbeiter* von Ulrich Herbert findet sich nicht; er zitiert aber andere, aktuellere Arbeiten Herberts –

¹ Vgl. dazu u.a. die Bände 4-6 der von Wolfgang Benz und Barbara Distl herausgegebenen Reihe *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, München 2006-2007; als älteres Nachschlagewerk vgl. auch MARTIN WEINMANN (Hrsg.): *Das nationalsozialistische Lagersystem*, 4. Aufl., Frankfurt a.M. 2001. Ein paar wenige im heutigen Tschechien gelegene Lager erwähnt auch ELEONORE LAPPIN-EPPEL: *Ungarisch-Jüdische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Österreich 1944/45. Arbeitseinsatz – Todesmärsche – Folgen*, Wien – Berlin 2010.

als auch, und das ist zweifellos ein großer Gewinn, umfassend auf tschechischsprachige Fachliteratur, die ansonsten in deutschen Studien kaum berücksichtigt wird.

Die zweite Basis bieten die umfangreichen Quellenrecherchen des Autors in vor allem deutschen und tschechischen Archiven. Auch wenn zahlreiche Aktenbestände zu den Lagern nicht mehr existieren, schätzt A. die Quellenlage noch als verhältnismäßig gut ein (S. 24 f.). Um die Lücken zu schließen, zieht er als zweiten Zugang die Akten zu Firmen heran, die KZ-Häftlinge als Arbeitskräfte einsetzten. Aus diesen ließen sich ebenfalls Erkenntnisse über die Lager selbst gewinnen.

Generell legt A. großen Wert auf die Einbettung des Arbeitseinsatzes von KZ-Häftlingen in den wirtschaftlichen Kontext des „Sudetengaus“ und des „Protektorates Böhmen und Mähren“. Er spricht dabei zahlreiche Nebenaspekte an: Arisierung jüdischer Betriebe im heutigen Tschechien, den Abzug von Arbeitskräften ins „Altreich“ aufgrund höherer Löhne oder die Verlegung kriegswichtiger Produktionen ins Protektorat aufgrund steigender Luftangriffe im „Altreich“.

Die Kontextualisierung des Arbeitseinsatzes der KZ-Häftlinge scheint dem Autor generell ein wichtiges Anliegen gewesen zu sein, wendet er doch rund ein Viertel des Gesamtumfangs dafür auf. So bemüht er sich auch, einen kurzen Blick auf die anderen beiden Hauptgruppen von „Zwangsarbeitskräften“ – zivile Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene – zu werfen und auch deren Situation im heutigen Tschechien kurz zu skizzieren. Dieses Bestreben erscheint bezüglich des Themas der Arbeit sinnvoll, kann in Anbetracht des Umfangs dieses Forschungsbereichs aber nur stark reduziert und damit lückenhaft erfolgen.

Nach der Kontextualisierung des Themas setzt A. in seiner Arbeit zwei Schwerpunkte: die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der KZ-Häftlinge in den Außenlagern und Betrieben sowie die Struktur und Entwicklung jedes einzelnen Lagers und Kommandos.

Bei der Analyse der Lebens- und Arbeitsverhältnisse wählt der Autor eine nahezu „klassische“ Struktur: Nach kurzer Betrachtung der Lagerorganisation geht er auf Kernaspekte wie Unterkunft, Versorgung mit Nahrungsmitteln und Kleidung sowie medizinische Versorgung ein. Aus dem „klassischen“ Schema dieses Kapitels sticht seine Detailanalyse der Rolle von weiblichem Aufsichtspersonal in den Lagern hervor. A. begründet die Behandlung dieses Aspekts damit, dass in der Nachkriegsjustiz der Tschechoslowakei viele Prozesse gegen weibliches Aufsichtspersonal der Lager geführt wurden und deshalb in den Gebietsarchiven entsprechend viel Quellenmaterial vorhanden sei (S. 130). Seine Darstellung stützt sich zusätzlich auf tschechischsprachige Literatur und einige Auszüge aus Zeitzeugeninterviews mit ehemaligen Häftlingen und gibt einen guten Einblick in diesen Teilaspekt, der für das Buch nicht unbedingt notwendig gewesen wäre, es aber sinnvoll ergänzt.

Das zweite Schwerpunkt-Kapitel ist der eigentliche Hauptteil des Buches. Der Autor teilt die von ihm gefundenen und analysierten KZ-Außenlager und -kommandos in vier Unterkategorien ein und liefert dann zu jedem größeren Lager eine Einzelbetrachtung, bei den kleineren Lagern und Kommandos fasst er teilweise auch mehrere zusammen. Auch die einzelnen Beiträge sind übersichtlich und klar strukturiert – nach Erläuterung der Entwicklung des Lagers bzw. des Kommandos geht er auf Anzahl und Herkunft der dort Inhaftierten, auf die Betriebe, die aus diesen Lagern ihre Arbeitskräfte erhielten, und auf die Lebenssituation im Lager selbst ein. Diese Gliederung macht diesen Teil übersichtlich und gut benutzbar. A. stützt sich hier vor allem auf die von ihm ausgewerteten Aktenbestände – es fehlt ein wenig der „individuelle“ Zugang zu den einzelnen Lagern, z.B. über Interviews mit ehemaligen Gefangenen, die der Autor in den anderen Kapiteln seines Buches durchaus zahlreich einfließen lässt. Auch wenn dem Autor vermutlich nicht zu jedem einzelnen Lager Interviews vorlagen, wäre es hier eventuell ein Gewinn gewesen, die vorhandenen Interviews in größerem Maße auch hier einfließen zu lassen, um, wenn möglich, der „administrativen“ Sichtweise stärker die Perspektive der Häftlinge gegenüberzustellen.

Zudem hätte die generell sehr detaillierte und vor allem im Einleitungsteil sehr breit angelegte Darstellung des Themas zusätzlich davon profitiert, dem Schicksal der Häftlinge nach Kriegsende 1945 etwas mehr Raum in der Darstellung einzuräumen. Nur in der das Buch zusammenfassenden Schlussbetrachtung kommt dieser Aspekt sehr kurz zur Sprache. Eine ausführlichere Behandlung wäre möglicherweise eine gute Ergänzung gewesen.

Positiv hervorzuheben ist, dass der Anhang neben einem Orts- und Personenregister auch ein Firmenregister enthält. Dieses ist in Bezug auf die stark wirtschaftslastige Ausrichtung der Publikation außerordentlich hilfreich, denn damit sind gezielte Recherchen zu einzelnen Betrieben, von denen die meisten an mehreren Stellen des Buches genannt sind, möglich. Ebenfalls sehr hilfreich ist die tabellarische Auflistung der analysierten Lager, die praktisch das „Lagerkapitel“ nochmals zusammenfasst. Hier finden sich neben der Lagerbezeichnung die zuständige Firma bzw. Dienststelle, der Existenzzeitraum, die Höchstbelegung und die Zahl der Todesfälle.

Es ist dem Vf. durchaus hoch anzurechnen, sich dieses Themas angenommen zu haben. Die Aufarbeitung der KZ-Außenlager in der heutigen Tschechischen Republik ist zweifellos kein leichtes Unterfangen, A. hat diese Aufgabe aber gut und lobenswert gemeistert. Entstanden ist ein Buch, das dem Leser sowohl einen Gesamtüberblick über die Lager als auch einen detaillierten Einblick in jedes einzelne Lager gibt, beides gut verständlich eingebettet in den größeren historischen Kontext. Eine Publikation also, die eine von zahlreichen noch immer bestehenden Lücken in diesem Forschungsgebiet gut zu schließen vermag.

Graz

Dieter Bacher

Hugo Service: Germans to Poles. Communism, Nationalism and Ethnic Cleansing after the Second World War. Cambridge Univ. Press. Cambridge – New York 2013. IX, 378 S., Kt. ISBN 978-1-107-67148-5. (£ 65,-)

Flucht, Vertreibung und Zwangsaussiedlung in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg sind Themen, die auch im englischen Sprachraum *in extenso* behandelt wurden. In geringerem Maße beleuchtet ist dagegen der sich an diesen Wandel der ethnischen Struktur anschließende Prozess der Polonisierung bzw. Degermanisierung der ehemaligen deutschen Ostgebiete. Diesem Forschungsfeld hat sich nun der in Oxford lehrende Historiker Hugo Service angenommen. Der Fokus seiner Studie liegt dabei auf den Jahren 1945-1950. Gleichwohl beschränkt er sich nicht auf diesen Zeitraum, sondern beschreibt in den einführenden Kapiteln die politische Ausgangslage für die Verschiebung der polnischen Westgrenze. Neben der deutschen und sowjetischen Besatzungspolitik und ihrer Mechanismen schließt dies die Konzeptionen Stalins zur territorialen Neuordnung Ostmitteleuropas ein. Bei seinen Betrachtungen bedient S. einen komparativen Ansatz, indem er zwei unterschiedliche Regionen in Schlesien miteinander vergleicht. Dabei handelt es sich zum einen um den durchweg deutschsprachigen, niederschlesischen Landkreis Hirschberg, der von Kampfhandlungen weitgehend unberührt geblieben war. Durch den Zustrom von Flüchtlingen aus anderen Teilen Schlesiens und der Tschechoslowakei wuchs die Einwohnerschaft des Landkreises bis Kriegsende sogar um 20 Prozent. Zum anderen wird der Landkreis Oppeln betrachtet. Er wies wie die meisten Gebiete in Oberschlesien einen hohen Prozentsatz an bilingualen, d.h. deutsch- und polnischsprachigen Einwohnern auf. Diese Präsenz einer „autochthonen slawischen“ Bevölkerungsgruppe nutzte die Regierung in Warschau nach 1945, um ihr Narrativ der „Wiedergewonnenen Gebiete“ zu stützen, sodass ein Großteil der Vorkriegsbevölkerung Oberschlesiens in seiner angestammten Heimat verblieb.

Die Vertreibung und Aussiedlung aus dem niederschlesischen Hirschberg charakterisiert S. als einen mehrphasigen Prozess, der mit unkoordinierten Vertreibungen im Sommer 1945 begann, die im darauffolgenden Jahr durch koordinierte Aussiedlungen fortgesetzt wurden und 1947 in der Aussiedlung des überwiegenden Teils der verbliebenen Fachkräfte mündete. Zugleich lasse sich an diesem Prozess auch der Wandel der Einstel-

lungen der lokalen polnischen Behörden gegenüber der einheimischen Bevölkerung ableiten. Sei es anfangs um eine schnellstmögliche Aussiedlung gegangen, so wussten die polnischen Behörden später insbesondere um die Relevanz der Fachkräfte für die Aufrechterhaltung der industriellen Produktion und sprachen sich daher gegen deren Aussiedlung aus. Aufgrund des Umstandes, dass sich unter den Vertriebenen auch deutsche Juden, d.h. Opfer des NS-Regimes befanden, gelangt der Autor zu dem Schluss, dass die Aussiedlung der Deutschen nicht primär als Revanche für die Kriegsverbrechen Deutschlands, sondern eher als Schritt auf dem Weg zur ethnisch-nationalen Homogenisierung Polens betrachtet werden kann (S. 113 f.). Fragwürdig bleibt an dieser Schlussfolgerung, warum die (assimilierten) deutschen Juden nicht primär als Angehörige des mosaischen Glaubens wahrgenommen wurden und dementsprechend Bleiberecht sowie kulturelle Autonomie erhielten. Erwähnenswert ist, dass sich ein eigenes Kapitel mit dem jüdischen Leben in Niederschlesien beschäftigt, das sich nach 1945 zu einem Zentrum dieser Glaubensgemeinschaft in Polen entwickelte. Hier veranschaulicht S., dass die rigide Politik gegenüber nationalen Minderheiten auch Ausnahmen zuließ. Das Konzept eines homogenen Nationalstaates, das sich inhaltlich an den Konzeptionen der polnischen Nationaldemokratie der Zwischenkriegszeit orientierte, sei jedoch eines der Werkzeuge gewesen, mit welchen die unpopuläre kommunistische Regierung ihren Rückhalt in der Bevölkerung stärken wollte. Dabei kam der Umverteilung von Land und Besitz eine Schlüsselrolle zu. Die keineswegs monolithische Gruppe der Neusiedler, die aus Zentralpolen, den ehemaligen polnischen Ostgebieten und in geringerem Maße aus dem Ausland kam, gelangte hierbei mit unterschiedlichen Vorstellungen in die neuen Westgebiete. Während die Vertriebenen aus dem Osten auf der Suche nach einem neuen Wohnort waren, siedelten sich viele Zentralpolen mit dem dezidierten Wunsch in Niederschlesien an, eigene Höfe zu erhalten. Für beide Gruppen blieb jedoch das Konzept kommunistischer Genossenschaften oder Staatsbetriebe weitgehend unpopulär, sodass dort bis 1947 weitaus mehr verbliebene Deutsche als Polen tätig waren.

Im Gegensatz dazu konnte die Mehrheit der Einwohner im Landkreis Oppeln in ihrer Heimat bleiben, musste sich aber einem Prozess der „Verifizierung“ unterziehen. In der Theorie sollte so der Nachweis für eine polnische Identität geführt werden, die durch die frühere Mitgliedschaft in einem polnischen Verein, Engagement für das Polentum oder aber auch aufgrund von Sprachkenntnissen und der Zugehörigkeit zur katholischen Konfession belegt werden konnte. S. verweist jedoch auf signifikante Divergenzen zwischen Theorie und Praxis. Tatsächlich seien die Behörden äußerst nachsichtig gewesen und hätten sogar ehemalige NSDAP-, SA- und SS-Mitglieder rehabilitiert. Während die Verifizierung auf große Resonanz stieß, zumal ein positives Ergebnis den persönlichen Besitz absicherte, unterzeichnete nur ein Bruchteil der Einwohner eine Loyalitätserklärung gegenüber dem polnischen Staat. Die zentrale Prämisse der „Verifizierungen“ bildete dabei die Existenz zweier sich diametral gegenüberstehender Volksgruppen, Deutscher und Polen. Dieses Konzept stellte sich, wie S. glaubhaft veranschaulicht, angesichts der trans- und interkulturellen oberschlesischen Realitäten als unpraktisch heraus. Dieser Problematik sei sich auch der Woiwode Aleksander Zawdzki bewusst gewesen, und dieser habe sich deshalb für eine aktive „Repolonisierung“ der Oberschlesier ausgesprochen. Zu dieser gehörten neben speziellen „Repolonisierungskursen“ die Errichtung polnischer Vereine und Kulturzentren sowie die Verdrängung des Deutschen und des schlesischen Dialektes aus den Schulen. Weitere Instrumente waren ein Verbot der deutschen Sprache, das durch drakonische Geldstrafen sichergestellt werden sollte, sowie die Zerstörung deutscher Inschriften im öffentlichen und privaten Raum und die Änderung von Nach- und Vornamen. Diese Zwangsmaßnahmen hätten in der Praxis nicht selten einen gegenteiligen Effekt gehabt und zu einer stärkeren Besinnung auf das Deutsche als Teil der regionalen Identität geführt. Zudem berichteten lokale Stellen davon, dass die zahlreichen Neusiedler in Oberschlesien deutsche Begriffe übernahmen und somit eine Assimilierung in umgekehrter Richtung stattfand. Bemerkenswert ist in diesem Kontext, dass sich die „Entgermanisierung“ in

Oberschlesien in einem weiter ausgeprägten Grad als in den anderen polnischen Westgebieten vollzog. Dies ist maßgeblich auf die persönliche Initiative Zawadzki zurückzuführen gewesen, den aber weniger ein fanatischer „Deutschenhass“ als vielmehr das Bewusstsein, als Außenstehender weitgehend unter Einheimischen zu leben, zu einer radikalen optischen Zäsur gedrängt hätten.

Obgleich S. insgesamt um eine ausgewogene Position und eine neutrale Diktion bemüht ist, erscheinen seine Ausführungen phasenweise stark wertend und erinnern latent an die mit Vehemenz geführten Diskurse der Nachkriegszeit, die zur Legitimierung territorialer Ansprüche dienen sollten. Als Beispiel kann der mehrfache Verweis auf die Volksabstimmung in Oberschlesien (1921) dienen. Der Autor sieht in dem vom Deutschen Reich unterstützten Transport von Exiloberschlesiern an die Wahlurnen, die das Resultat zu Gunsten Deutschlands verbesserten, „a cynical act aimed at boosting the German vote“ (S. 177). Dass die Initiative für diese Wahlregelung von polnischer Seite ausging, wird jedoch nicht erwähnt; somit fehlt die notwendige Kontextualisierung. Argumentation und Aufbau der vorliegenden Arbeit sind ansonsten stringent. Als Überblicksdarstellung und Zusammenfassung ist das Werk auch für den deutsch- oder polnischsprachigen Leser wertvoll, zumal es Dank eines umfassenden Rückgriffes auf Dokumente polnischer Archive den Prozess der „Verifizierungen“ in Oberschlesien weitflächig beleuchtet.

Münster

Matthias E. Cichon

Karen Auerbach: *The House at Ujazdowskie 16*. Jewish Families in Warsaw after the Holocaust. Indiana University Press. Bloomington – Indianapolis 2013. XX, 238 S., Ill. ISBN 978-0-253-00907-4. (\$ 28,-)

Wer eine Monografie über noch Lebende verfasst, muss auch in Kauf nehmen, dass diese vielleicht nicht damit einverstanden sind, was man über sie und ihre Angehörigen geschrieben hat. So war es auch bei Karen Auerbach der Fall, die die Geschichte von mehreren jüdischen Familien des im Titel genannten Hauses an der Ujazdowskie-Allee 16 untersucht und dabei auch Eleonora Bergmans Vorfahren porträtiert. A.s Buch handelt von jüdischem Leben in Polen nach 1945, das sie anhand der Bewohner eines einzelnen Hauses in Warschau erklären möchte. Bergman zeigte sich mit der Darstellung nicht zufrieden, und ihre Kritik sollte umso mehr Beachtung finden, als sie keinesfalls fachfremd ist – die promovierte Kunsthistorikerin, die ihre Forschung der Architektur von Synagogen in Polen gewidmet hat, war 2007-2011 Direktorin des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau (Żydowski Instytut Historyczny w Warszawie) und ist eine angesehene Wissenschaftlerin für die Geschichte der polnischen Juden.

Nach der Lektüre kann der Leser nachvollziehen, warum Bergman diese Untersuchung problematisch fand. A. hat ein spannendes Beispiel ausgewählt, um das jüdische Alltagsleben in der Volksrepublik Polen zu erforschen. Das Haus in der Ujazdowskie-Allee war in der Tat etwas Besonderes: Da es in der unmittelbaren Nachkriegszeit zum Wohnsitz von zehn jüdischen Familien wurde, galt es als eine Art Insel für die wenigen polnischen Überlebenden, die die Besatzungszeit entweder in einem Versteck auf der „arischen Seite“ überstanden hatten oder nach dem Kriegsende aus der Sowjetunion nach Polen zurückgekehrt waren. Die Geschichte der Hausbewohner wird – beginnend mit der Vorkriegszeit – in sechs Kapiteln ergründet und eng mit den zeitgenössischen politisch-sozialen Bedingungen verknüpft. Angehörige aller zehn Familien arbeiteten für Verlage des neuen kommunistischen Staates, und aus fünf Familien stammten Gründungsherausgeber offizieller Parteiorgane. Obwohl A. zugesteht, dass die Hausbewohner deswegen nicht repräsentativ für die jüdische Bevölkerung Warschaus sowohl vor als auch nach dem Krieg waren (S. 4), strebt sie stets Generalisierungen an, die sie aus dem von ihr untersuchten Haus ableitet.

Eine eher kurze, aber plausible Begründung, warum sie sich für eine Mikrogeschichte entschieden hat, findet der Leser in der Einführung. Nichtsdestotrotz bleiben nach der Lektüre des Buches Zweifel, ob sich diese Methode für so weitgehende Interpretationen

eignet. Das gilt umso mehr, als A. immer wieder generalisierende Thesen über „die“ Juden und speziell über „die“ jüdische Identität im Nachkriegspolen aufstellt. Dabei präzisiert sie bedauerlicherweise weder, was sie eigentlich unter Identität versteht, noch, dass es sich bei ihrer Untersuchung um ein subjektives, (re)konstruiertes Identitätsempfinden handelt, das u.a. auf 39 Interviews mit Kindern und Enkelkindern der ehemaligen Hausbewohner beruht. Obwohl A. auf vier verschiedene Quellenarten (klassische Schriftdokumente, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel sowie verschiedene Egodokumente) zurückgreift, finden sich in der Einführung weder weiterführende Informationen oder eine Kritik zu Forschungsstand und Quellenlage noch Überlegungen zur Methodik etwa der Oral History.

Was die Identität selbst angeht, so entsteht der Eindruck, dass es im Nachkriegspolen nur zwei Sorten von Juden gab: einerseits die Religiösen, andererseits die zu ihnen in klarem Widerspruch stehenden begeisterten Kommunisten. Alle anderen, die weder religiös noch politisch engagiert waren, werden in A.s Buch einfach ausgeklammert.

In dieser ganz und gar modernen, westeuropäischen Perspektive blendet die in Australien lehrende A. die Grauzone der Menschen aus, die aus verschiedenen Gründen – und zwar nicht nur aus Angst vor dem Nachkriegsantisemitismus – mit ihrer jüdischen Identität nicht an die Öffentlichkeit gingen. Auch die Feststellung der Autorin „The study’s focus on Warsaw is intentional. Distance from Jewish identity was more dominant in Warsaw than elsewhere in Poland, and communism played a greater role for its postwar Jewish population, since the capital attracted politically involved individuals more so than other parts of Poland“ (S. 13) scheint fragwürdig. Diejenigen polnischen Juden, die den Krieg auf dem Lande überlebten und nach 1945 nicht in die Großstädte zogen, hatten viel geringere Möglichkeiten, ihre jüdische Identität zu entfalten, als die Juden in den Städten. Vielleicht hängt dieses Manko damit zusammen, dass die Monografie nur 229 Seiten inklusive magerer sieben Seiten Literaturangaben zählt. Ein anderer Grund für diese begrenzte Sichtweise könnte darin liegen, dass A. einer Schwarz-Weiß-Sicht anhängt, nach der alle Kommunisten ungeachtet ihrer Abstammung „böse“ – und vielleicht deshalb so interessant – waren. Demgegenüber entgeht ihr die bereits vor dem Krieg in Osteuropa geläufige Auffassung von Juden als Nation, die sich nicht unbedingt als Glaubensgemeinschaft definierten. Ihr entgeht auch, dass angesichts der schwierigen sozial-politischen Lage nach 1945 viele polnische Juden freiwillig die Assimilation wählten, um in religiöser oder nationaler Hinsicht nicht mehr als Fremde zu gelten.

Zum Schluss steht ein sehr persönlicher, „angelsächsischer“ Epilog, in dem A. von ihren Erlebnissen und Wahrnehmungen über die Juden in Polen im 21. Jh. berichtet und zugleich schildert, was ihr diese Arbeit bedeutet. Eine wissenschaftliche Zusammenfassung und weiterführende Reflexionen fehlen. Am Ende bleiben faszinierende Geschichten mehrerer jüdischer Familien in Warschau – und viele offene Fragen. So ist diese Monografie zweifelsohne ein lesenswertes Sachbuch – aber eben mit Schwächen.

Berlin

Marta Ansilewska

Izabela A. Dahl: Ausschluss und Zugehörigkeit. Polnische jüdische Zwangsmigration in Schweden nach dem Zweiten Weltkrieg. Metropol. Berlin 2013. 408 S. ISBN 978-3-86331-108-7. (€ 29,90.)

Izabela A. Dahl fokussiert Prozesse von Ausschluss und Zugehörigkeit und hebt zugleich hervor, dass es um die „Herausforderung einer Identitätsstudie“ über polnische jüdische Zwangsmigrant/inn/en in Schweden gehe. Dieses mehrfache Erkenntnisinteresse, das neben Ausschluss und Zugehörigkeit den Begriff der Identität hervorhebt, erscheint aus der Rezensionsperspektive der vergleichenden sozial- und kulturalanthropologischen Migrationsforschung zunächst unnötig: Ein klarer Fokus auf Ausschluss und Zugehörigkeit würde ausreichen, um Zugehörigkeitsorientierungen oder -verortungen der Migrant/inn/en in ihrer Komplexität adäquat zu beschreiben. Im Verlauf der Arbeit wird jedoch deutlich, dass insbesondere die Frage nach Verbindungen zum Herkunftsland Polen sowie

nach Identifikationsmodi mit einem (Schwedisch-, Jüdisch- und) Polnisch-Sein einen relevanten Anteil am Erkenntnisinteresse ausmacht. Anders formuliert: Gerade durch die reflektierte Auseinandersetzung mit dem „Polnischen“ innerhalb der „polnischen jüdischen Zwangsmigration“ gelingt es D., einen Analyseweg zu beschreiten, der ein Forschungsdesiderat aufzeigt und zu dessen Beseitigung beiträgt.

D. widmet das erste Kapitel der methodischen Vorgehensweise und fokussiert dabei auf den umstrittenen Begriff der Identität. Deutlich wird der überzeugte Anschluss an nicht-essentialisierende, die Veränderlichkeit betonende, konstruktivistische Ansätze von Identität. Die gewählte methodische Vorgehensweise ist insofern anspruchsvoll, als dass sie eine Vielfalt empirischen Materials auf der Ebene von „Wirkungsgeschichte“, die sich in mehrere Diskursebenen untergliedert, sowie auf „personal-kultureller Ebene“ zu bearbeiten beabsichtigt (vgl. die Übersicht auf S. 44 f.). Den eigenständig durchgeführten Interviews weist D. folgerichtig eine „doppelte Rolle“ zu (S. 47): Einerseits bilden sie einen inhaltlichen Teilbereich des Gesamtdiskurses ab, andererseits liefern sie Orientierungslinien bei der Analyse des heterogenen schriftlichen Materials.

Im zweiten Kapitel „Konstruktion von Zugehörigkeit und Ausschluss“ präsentiert D. den auf der Diskussion um Methode und Identität aufbauenden theoretischen und empirischen Forschungsstand. Theoretisch mitunter zentral erscheint die Rezeption des instrumentalistischen Ansatzes von Ethnizität nach Fredrik Barth, demzufolge Ethnizität durch soziale Grenzziehungsprozesse erfolgt. D. weist allerdings auch kritisch darauf hin, dass der Instrumentalismus überstrapaziert werden könne: „Ein Problem des Instrumentalismus ist, dass Ethnizität, oder genauer gesagt ethnische Aktivierung, als Symptom für andere gesellschaftliche Phänomene oder als ‚Mittel zum Zweck‘, das der politischen Mobilisierung dient, gesehen wird“ (S. 85).

Hinsichtlich des empirischen Forschungsstandes ist interessant, dass Erkenntnisse über die staatliche Diskriminierung im 19. Jh. gegenüber ostjüdischen Immigrant/inn/en in Schweden vorliegen (dieses Thema erforscht der Historiker Carl Henrik Carlsson an der Universität Uppsala), während für „die Zeit nach 1920 und gerade nach dem Zweiten Weltkrieg keine vergleichbare Studie“ verfasst wurde (S. 80 f.). Es ist ein Gewinn, dass hier nun national spezifische Forschungsinteressen und Desiderate bearbeitet werden, und zwar in Bezug auf jüdische Migrant/inn/en sowohl in Schweden als auch in Polen. So merkt D. an, dass sie die Kategorisierung von „jüdischen Jüdinnen bzw. Juden“ und „nicht-jüdischen Jüdinnen bzw. Juden“ exklusiv im polnischen Forschungskontext vorgefunden habe, nicht aber in anderen Sprachen (S. 119). Die Formulierung „My Żydzi Polscy“ („Wir polnischen Juden“, um 1943, S. 121) des Dichters Julian Tuwim findet ihren Widerhall innerhalb der polnischen Forschungslandschaft und wird von D. auch als Formulierung bzw. in den Verweisen ihrer Interviewpartner/innen wiedererkannt.

Dieser Hintergrund verdeutlicht, wie herausfordernd und in der Forschung an ihrem Anfang stehend ein umfassender Blick auf die Zusammenhänge jüdischer, polnischer und schwedischer Identifikationen ist. D. verweist in ihrer Einleitung auf den Aktualitätsbezug dieser komplexen Mehrfach-Identifikationen: Lena Einhorn veröffentlichte ein Buch¹ über ihre Mutter Nina Einhorn, eine Überlebende des Warschauer Ghettos, die nach Schweden migrierte. Dieses Buch sorgte in Schweden nach seiner Verfilmung 2005 für öffentliche Debatten, bei denen auch die Virulenz des Antisemitismus in der schwedischen Gesellschaft der Gegenwart herausgestellt wurde.

D.s Studie macht deutlich: Antisemitismus, bezogen auf das Thema der besprochenen Studie, kann und sollte sowohl in seiner historischen Aufarbeitung als auch gegenwartsbezogen, mit dem parallelen Blick auf die Kontexte zweier Nationalstaaten, die durch Migra-

¹ LENA EINHORN: *Ninas Reise. Wie meine Mutter dem Warschauer Ghetto entkam*, München 2006.

tionen – wenn auch kaum sichtbar, aber doch komplex – miteinander verwoben sind, tiefgründig erforscht werden. Dies gilt ebenso für die weitere Erforschung zunehmender öffentlicher Thematisierungen von jüdischen Identifikationen, Traditionen und religiösem Leben.

D. wertet das vorliegende Wissen zum Antisemitismus im Nachkriegspolen kritisch aus: Anhand diskursanalytischer Erkenntnisse sowie der Narrationen ihrer Interviewpartner/innen lassen sich entsprechende Ausschlussdynamiken, die die Ausreise aus Polen begleiteten bzw. verursachten, differenziert nachvollziehen. Es ist ganz richtig, hier von Zwangsmigrationen zu sprechen, und sehr aufschlussreich, in den Schilderungen nachzuvollziehen, welche Möglichkeiten sich eröffneten und welche Erschwernisse sich zeigten, um das Migrationsziel zu erreichen (vgl. Kap. 3 und 4). Den Kontext der Ankunft in Schweden bildeten heterogene – polnische und schwedische – institutionelle und mediale Steuerungsinstanzen, mit denen die Zwangsmigrant/inn/en konfrontiert waren. Gerade die Aufnahme von Überlebenden des Holocaust in der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde von Seiten der schwedischen Institutionen als Belastung gewertet. Sie war vorurteilsbelastet und nicht auf Dauerhaftigkeit angelegt; zudem waren Frauen gegenüber Männern bei Einstiegspfad in die Arbeitswelt schlechter gestellt, wie D. intersektional analysierend herausstellt.

D. stellt zwei Hochphasen der Zwangsmigration und damit auch zwei zeitliche Kontexte nebeneinander, nämlich die frühe Nachkriegszeit 1945/46 und die Zeit des Kalten Krieges 1968-1972. Mit diesem Analysefokus ist es möglich, Kontinuitäten von Ausschluss- und Zugehörigkeitspraxen aufzudecken. Es wird so zudem deutlich, welche Rolle die bilateralen Beziehungen zwischen Polen und Schweden beim Verlauf der Migrationen spielten. Schweden – hier weist D. auf lohnende Anschlussforschungen hin – verhielt sich im Kalten Krieg blockneutral und verfügte damit anscheinend über spezifische Möglichkeiten, humanitäre Hilfe zu leisten. Folgt man den institutionellen Wegen von Ausreise und Einreise sowie den Prozessen der Aufnahme in der schwedischen Gesellschaft – auch den institutionellen Ausdrücken von Zugehörigkeit beziehungsweise Nicht-Zugehörigkeit von Seiten der polnischen Gesellschaft –, wird sichtbar, wie antisemitische Äußerungen in den Nachkriegsgesellschaften im Alltag auftraten und sich perpetuierten.

Die Studie zeigt insgesamt sehr eindrucksvoll, wie unverzichtbar es ist, die Herkunftsorte von Zwangsmigrant/inn/en genauso in den Blick zu nehmen wie ihre Ankunftsorte sowie die durch fortlaufende Migrationen bedingten sozialräumlichen Verknüpfungen. Auch auf methodologischer Ebene sind Spezifiken, die auf ebendiese Verknüpfungen zurückgeführt werden können, von hoher Relevanz. So haben die Narrationen der Überlebenden, die von der Łakociński-Stiftung in Schweden zeitnah gesammelt wurden, die Frage der ethnisch lesbaren Zusammensetzung der Interviewenden vernachlässigt (vgl. S. 309 ff.). D. selbst schildert richtungweisend selbstreflexiv, wie Zuschreibungen zu ihrer Herkunft in Interviewsituationen eine Rolle gespielt haben (vgl. S. 358).

Im Ergebnis wird nachvollziehbar, weshalb jüdische Migration im kollektiven Gedächtnis nicht erinnert wird: Die „Akteur_innen dieser Migration (befinden) sich außerhalb des territorialen und mentalen Raums, in dem ihre Stimmen gehört werden“ (S. 13). D. differenziert und betont diesen Befund der Abwesenheit von Erinnerungen an konkrete Migrationserfahrungen im kollektiven Gedächtnis abschließend anhand ihres „(un)möglichen Vergleichs“ beider zeitlicher Kontexte (5. Kap.): Die Integration der Zwangsmigrant/inn/en in Schweden erscheint lediglich instabil oder schwach als „polnisch-jüdisch-schwedisches Triangelverhältnis“ (S. 363) – die Narrationen der Zwangsmigrant/inn/en bildeten eine viel größere „Diversität der Identitätskonstruktionen“ ab (S. 363). Die Feststellung, dass Zusammengehörigkeitsgefühle unter polnischen jüdischen Zwangsmigrant/inn/en vorhanden seien, wird differenziert durch die Erkenntnis, dass eine Selbstidentifikation als (polnisch-schwedische/r) Jüdin bzw. Jude nicht ausreichte, um dauerhafte soziale Netzwerke zu knüpfen.

Die Vf. kommt zu diesem Ergebnis durch das Aufdecken von Intersektionen von Ethnizität, Antisemitismus, Klasse und Geschlecht. Sie liefert so gute Gründe dafür, bestehende postkoloniale Forschungsansätze entschieden auf den Kontext Nachkriegseuropas anzuwenden und zu erweitern. Jedenfalls schließt die Studie näher an der postkolonialen als an der, wie D. vorschlägt, profeministischen Forschung an (vgl. S. 91).

Das transnationale, breit gefächerte und detailstarke Kontextwissen der Vf. sowie die wertvollen lebensgeschichtlichen Narrationen der Zwangsmigrant/inn/en lassen Folgepublikationen wünschen. Interessant wäre herauszustellen, *wie* Zusammengehörigkeitsgefühle der Zwangsmigrant/inn/en ausgelebt werden – wo und wie bei den erfahrenen, mitunter extremen Ausschlussdynamiken Werte der Zugehörigkeit gefunden, aufgebaut, stilisiert und ggf. öffentlich (mit)geteilt werden. Die Konstruktion einer Identität und damit auch ihrer Stabilität steht als Teil der Erkenntnisfolie, sofern sie kritisch und selbstreflexiv begleitet wird, in einem gut vertretbaren und erkenntnisgenerierenden Licht.

Berlin – Frankfurt (Oder)

Katharina Blumberg-Stankiewicz

David G. Tompkins: Composing the Party Line. Music and Politics in Early Cold War. Poland and East Germany. Purdue Univ. Press. West Lafayette, Indiana 2013. VII, 300 S. ISBN 978-1-557-53647-1. (\$ 39,95.)

Dass die Künste, und also auch die Musik, im Denken staatssozialistischer Ideologen eine wichtige Rolle spielten, ist bekannt. Weit weniger bekannt ist jedoch, wie diese wichtige Rolle im Detail aussah. David G. Tompkins hat sich die Aufgabe gestellt, diese Rolle in einer vergleichenden Studie am Beispiel der Situation in der Volksrepublik (VR) Polen und der DDR im Zeitraum nach dem Krieg bis etwa zur Mitte der 1950er Jahre hinein darzustellen.

Dabei kann man ihm weder mangelnde Kenntnis der Forschungsliteratur noch Lücken im Archivstudium vorwerfen. Im Gegenteil: Akribisch belegt er jedes von ihm angeführte Detail und zeichnet den Gang der zahlreichen Besprechungen, die Inhalte der immer wieder erneuerten und veränderten Positionspapiere, die Konferenzen in Partei- und Komponistengremien in allen Einzelheiten nach. Dadurch kann der Autor einige gern gehegte Mythen zu Fall bringen, so etwa die Selbstaussage Witold Lutosławskis, einer der bedeutendsten Figuren der Neuen Polnischen Musik nach 1945, er habe nie in irgendeiner Form Kompromisse eingehen müssen. Vielmehr zeigt T. auf, welche Möglichkeiten Komponisten angesichts der weitgehenden Kontrolle des Musiklebens durch die Partei tatsächlich hatten – aber auch, wie sie sich arrangierten. Das ist gerade im Falle Polens sehr lehrreich, denn bis heute wird hier gerne das Bild einer Komponistengeneration und eines musikalischen Aufbruchs gezeichnet, die sich gleichsam aus dem Nichts wie Phoenix aus der Asche gegen Ende der 1950er Jahre zu lichten Höhen aufschwangen, ohne dass die Frage berührt wird, wie dieses Nichts tatsächlich aussah.

In der Detailfülle und der akribischen Nachzeichnung der Aushandlungsprozesse liegen die Stärke und der Wert der Arbeit. Der Autor betrachtet sein Thema unter fünf Gesichtspunkten, denen er jeweils ein Kapitel widmet. Eingangs beschäftigt er sich mit grundlegenden ästhetischen Fragen, d.h. vor allem mit der Behandlung der Vorgaben des Sozialistischen Realismus als verbindlich anzuwendender Stilrichtung und dem Umgang damit in den beiden Ländern. Es folgt ein Kapitel über die Komponistenverbände in beiden Staaten, die den zentralen Ort dieser musikästhetischen Diskurse und auch die Schaltstelle zwischen den Komponisten und den Machthabern bildeten. Das dritte Kapitel widmet sich den Auftragskompositionen, die im staatlich geförderten Musikleben der staatssozialistischen Gesellschaften eine zentrale Lenkungsfunktion innehatten. Im vierten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit Musikfestivals in ihrer Funktion als Orte sozialistischer Musikpädagogik der Massen, sodann im letzten Kapitel mit dem Konzertwesen. Einige der Texte in diesem Buch wurden bereits an anderer Stelle veröffentlicht, dennoch ist es T. gelungen, eine in sich schlüssige und kontingente Argumentation herzustellen.

Differenziert, nüchtern und ganz an den Quellen orientiert zeigt der Autor auf, dass es auch im Spätstalinismus (der in den Satellitenstaaten des Ostblocks eher als Hochzeit des Stalinismus fungierte), wie in jeder anderen Epoche auch, um den Ausgleich verschiedener Interessen und Richtungen ging, freilich mit dem Umstand, dass in der vollen Ausprägung des Stalinismus die Machtposition der Parteiorgane einen Höhepunkt erreicht hatte. Ohne dass T. es explizit ausspricht, erteilt er mit dieser Beschreibung der gesellschaftlichen Verhältnisse im polnischen und ostdeutschen Stalinismus auch den Totalitarismustheorien eine eindeutige Absage. In dem von ihm untersuchten Teilbereich der Gesellschaft war ganz offensichtlich zu keiner Zeit die Kontrolle und die Durchherrschaft in dem Sinne total, dass eine von oben vorgegebene Linie unweigerlich nur ein einziges Verhalten sämtlicher anderer Beteiligten nach sich gezogen hätte. Aber auch das Bild der Nische, in der sich etwa einzelne Komponisten vor dem Zugriff der Staatsmacht mehr oder weniger erfolgreich zu entziehen gesucht hätten, lässt sich angesichts der differenzierten Beschreibungen des Vf. nicht aufrechterhalten. Gleiches gilt für die Auffassung des Musikmilieus als Ort des Eigen-Sinns einer bestimmten Gruppierung. Gerade T.s Detailgenauigkeit lässt diese und andere in der Forschung oft verwendete Klassifizierungsversuche als fragwürdig erscheinen. Ganz offensichtlich waren im Stalinismus nicht nur die Kulturfunktionäre, sondern auch die Komponisten Akteure in dem Sinne, dass sie immer wieder einen Ausgleich suchen mussten. Der Autor zeigt auf, dass sich diese beiden Akteursgruppen oft überschneiden, d.h. dass Komponisten oft zugleich auch Kulturfunktionäre waren. Daher erscheint es nicht als Manko, sondern als Stärke, wenn T. sich am Schluss seiner Betrachtungen eben gerade nicht für ein bestimmtes Beschreibungsmodell entscheidet. Hier wird ja auch keine Aussage über die staatssozialistische Gesellschaft als solche getroffen, sondern über die Interaktionen in einem bestimmten Teilbereich berichtet. Parteiorgane und Musikergremien bildeten ein Kräftefeld ständiger Interaktion, dessen Ergebnis die Musik war, die dann auf den hier beschriebenen Konzerten und Musikfestivals erklang.

Ein dritter Akteur in diesem Kräftefeld war das Publikum, d.h. die Musikkonsumenten – leider erscheint es hier nur am Rand. Das ist zwar von der Wahl der Quellen her erklärlich, denn anders als beispielsweise der Komponistenverband hat das Publikum kein wissenschaftlich auswertbares Quellenmaterial hinterlassen. Sowohl Komponisten als auch Kulturfunktionäre hatten jedoch den Anspruch, für die „Massen“ zu wirken, sodass deren Urteil bei den Interaktionen zwischen Parteiorganen und Komponistengremien miteinbezogen werden musste. Wie wichtig das Urteil des Publikums tatsächlich war, zeigt sich daran, dass am Ende des hier betrachteten Zeitraums in Polen ein musikalischer Aufbruch einsetzte, den in dieser Form niemand so richtig vorausgesehen hatte. Der Warschauer Herbst und die Jazz-Festivals in Sopot und dann in Warschau ließen Musik unverhofft zu einem Phänomen werden, das sich eine Zeitlang im Zentrum des gesellschaftlichen Diskurses befand. Die Beliebtheit und die positive, sogar enthusiastische Reaktion der Zuhörer auf diese Musik waren so nicht geplant und lassen sich auch nicht mit den Initiativen von Partei- und Komponistengremien erklären.

Ganz offensichtlich spielten hier andere Faktoren eine Rolle, deren Beschreibung nicht Gegenstand des besprochenen Buches ist. Das Beispiel Polens zeigt das deutlich: Der Aufbruch nach 1956 ist nur in geringem Maße darauf zurückzuführen, dass die Parteiorgane schwächer wurden, sondern vor allem auf die bereits lange vorher erfolgten Ausrichtungen des musikalischen Milieus des Landes: In der Zwischenkriegszeit hatte die musikalische Elite Polens sich in Frankreich im neoklassizistischen Stil ausbilden lassen, und Lutosławski war direkt nach dem Zweiten Weltkrieg einer der ersten Musiker, die für das polnische Komponistenmilieu Modernität einforderten. Auch im Jazz knüpfte man Ende der 1950er Jahre an die Entwicklungen aus der Zeit vor und vor allem direkt nach dem Krieg wieder an. Dies alles aber sind *longue-durée*-Prozesse, die sich allein mit der Herangehensweise dieses Buches, also mit der Nachzeichnung der Interaktion zwischen Partei- und Komponistengremien im späten Stalinismus, nicht fassen lassen. Der Ankündigung des Autors,

dass seine Arbeit die Unterschiede in der Musikentwicklung in Polen und der DDR erklärt, kann man also nur bedingt zustimmen.

Wohl aber wird etwas anderes deutlich, worauf der Autor ebenfalls hinweist: Die VR Polen und die DDR gelten für gewöhnlich als zwei sehr unterschiedliche Länder. Der musikalische Aufbruch in Polen nach 1956 und das Ausbleiben einer solchen Mobilisierung in der DDR passt da gut ins Bild. In der Zeit des Spätstalinismus aber, und darauf weist der Autor bereits eingangs hin, waren sich Polen und die DDR wenigstens hinsichtlich der hier betrachteten Musikdiskurse so ähnlich wie selten – und das wird in T.s Darstellung in beeindruckender Weise deutlich. Die Verhältnisse waren nicht gleich, und sie entwickelten sich auch zunehmend auseinander, dennoch ist es sehr lehrreich zu erfahren, dass besonders zu Anfang eine weitgehende Deckungsgleichheit der Verhältnisse in den musikalischen Milieus beider Länder herrschte – trotz der so unterschiedlichen kulturellen Ausgangslage. Im polnischen Komponistenmilieu gab es in dieser Zeit noch ein relativ großes Vertrauen in die politische Führung und in die Parteifunktionäre, ähnlich wie in der DDR. In beiden Ländern war die Autorität der Staatsführung und der Parteiorgane noch verhältnismäßig hoch. Das Setting war also aller kulturellen Unterschiede zum Trotz vergleichsweise ähnlich. Das Auseinanderfallen der musikpolitischen Lage in der DDR und der VR Polen ist vor diesem Hintergrund umso beeindruckender.

Bremen

Rüdiger Ritter

Maciej Górny: „Die Wahrheit ist auf unserer Seite“. Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock. (Europäische Diktaturen und ihre Überwindung, Bd. 16.) Böhlau. Köln u.a. 2011. 440 S. ISBN 978-3-412-20702-1. (€ 39,90.)

Die Wahrheit ist auf unserer Seite bietet die bisher vollständigste vergleichende Interpretation der marxistischen historischen Wissenschaften in Osteuropa der frühen Nachkriegsdekaden. Der Warschauer Historiker Maciej Górny untersucht vor allem die Frage, „in welcher Weise die marxistischen Historiker in Polen, der Tschechoslowakei und der DDR die nationalen historischen und historiographischen Traditionen nutzten“ (S. 18). Der Ansatz seiner detaillierten und erkenntnisreichen, aus dem Polnischen übersetzten Monografie ist in mehrerer Hinsicht innovativ.¹ Seine Hauptthese steht auch im expliziten Gegensatz zu den vorherrschenden historiografiegeschichtlichen Deutungen.

Das Innovative seines Ansatzes lässt sich durch drei wichtige Merkmale charakterisieren. G. betont nicht die „vertikalen“ Kontakte zur UdSSR, sondern die „horizontalen“ Beziehungen, Analogien und Unterschiede zwischen den drei analysierten Ländern. Zweitens, obwohl eine Übersicht der wichtigsten Problemfelder der kommunistischen Wissenschaftspolitik geboten wird, konzentriert sich das Buch meist auf die Analyse historiografischer Veröffentlichungen, anstatt vorrangig Parteidokumente zu besprechen. Drittens sucht G. bewusst nach Kontinuitätselementen und diskutiert ausführlich die Bezüge zu nichtmarxistischen Traditionen im historischen Denken der frühen Nachkriegsdekaden.

Die „revisionistische“ Hauptthese des Buches lautet, dass das neue Paradigma sich nie wirklich durchsetzen konnte. Der Vf. argumentiert, dass die marxistisch-leninistischen Interpretationen der Geschichte der drei Länder keine einfache Fortsetzung marxistischer Strömungen dargestellt hätten. Marxismus-Leninismus sollte, so der Autor, vielmehr als ein Versuch verstanden werden „die Traditionen der nationalen Historiographien neu zu interpretieren“ (S. 381). Nach G.s Ansicht haben die Historiker der drei untersuchten Länder in ihren Interpretationen „ältere Elemente aus den Traditionen der Nationalhistorio-

¹ Polnische Fassung: MACIEJ GÓRNY: Przede wszystkim ma być naród. Marksistowskie historiografie w Europie Środkowo-Wschodniej [Vor allem muss es eine Nation geben. Marxistische Historiografien in Ostmitteleuropa], Warszawa 2007.

graphien mit einem mehr oder weniger großen Einfluss des Marxismus-Leninismus sowie prussischen Deklarationen“ vereinen können (S. 395). Er behauptet sogar, dass „die meisten Fragen, mit denen sich die vormarxistischen Historiker konfrontiert gesehen hatten, in der stalinistischen Zeit nichts von ihrer Aktualität einbüßen“ (S. 172).

Die Textanalysen des Buches zeigen auf beeindruckende Art und Weise, wie die nationalgeschichtlichen Kanons, die sich größtenteils im 19. Jh. herausgebildet hatten, in allen drei Ländern auch während des Stalinismus weiterhin diskutiert und verhandelt wurden. Mit Hilfe der Formationstheorie sowie durch eine klare Abneigung gegenüber der Kirche und die notwendige Akzeptanz des Bündnisses mit der Sowjetunion wurden, so der Autor, „neue, marxistische Interpretationen der Nationalgeschichte“ errichtet (S. 397). G. erklärt, dass die Progressivitätskriterien – d.h. Vorgaben, wie man nationale fortschrittliche Traditionen etablieren sollte – nie eindeutig definiert worden sind. Wesentliche Ereignisse der Nationalgeschichte konnten deshalb oft mit dem simplen Argument verteidigt werden, dass die Volksmassen daran teilgenommen hätten. Zwar stellt G. fest, dass die marxistisch-leninistische Historiografie die früheren Schulen nicht in einer Weise fortgesetzt habe, die „sich logisch aus ihnen ergab“ (S. 173), das Aufeinandertreffen von Marxismus und nationalen Traditionen sei insgesamt aber doch „halbwegs schmerzlos“ gewesen (S. 324).

Die Suche nach Analogien zu weltgeschichtlichen Entwicklungen auf lokaler Ebene und die Darstellung „frühbürgerlicher“ Revolutionen haben sich als besonders wichtige Aspekte der frühen Historiografie aus dem kommunistischen Osteuropa herausgestellt. G. argumentiert, dass die revolutionäre Hussitenbewegung sich als die „am besten beurteilte, am wenigsten umstrittene und ‚modernste‘“ frühbürgerliche Revolution erwiesen habe (S. 306). In der hochgradig zentralisierten Tschechoslowakei wurde die liberal-nationalistische Tradition, die eigentliche Hauptströmung der „nationalen Wiedergeburt“, auch zur grundlegenden marxistischen Interpretation – G. hebt hervor: „Da man Tschechen oder Slowaken nicht als direkt reaktionäre Nationen bezeichnen konnte, musste man diese Nationalbewegungen zu den ‚fortschrittlichen Traditionen‘ rechnen“ (S. 371). Die Dominanz dieser Denkweise hat auch zur hochgradigen Vereinheitlichung der tschechoslowakischen Geschichtsinterpretationen beigetragen.

Weder die polnischen noch die deutschen Wissenschaftler konnten sich auf eine so naheliegende und gesellschaftlich akzeptierte Interpretation der Nationalgeschichte berufen. In der DDR und Polen, die über eine etwas reichere historiografische Traditionen verfügten als die Tschechoslowakei, gab es auch nach 1945 mehrere diskursive Optionen und häufiger historiografische Kontroversen. G. betont, dass die Stalinisierung der polnischen Geschichtsschreibung nur relativ kurz angedauert habe und unvollendet geblieben sei – die Konfrontation zwischen Marxisten und sogenannten „bürgerlichen“ Historikern erstreckte sich über viele Jahre. Auch schreibt er, wie es unter Marxisten immer wieder zu Meinungsverschiedenheiten gekommen sei, „etwa über die Einschätzung Lelewels, der Krakauer Schule, der Warschauer Schule oder der Historiographie der Zwischenkriegszeit“ (S. 219).

Im Gegensatz zu Polen wurden in der DDR parteinahe Marxisten rasch zu führenden Historikern, die Partei errang dadurch eine eindeutige Dominanz über die Historikerschaft. Die marxistische Historiografie dürfte deshalb in der DDR am bedeutsamsten gewesen sein. Zugleich vereinten die zwei Historiografien klar artikulierte pro-sowjetische Ansichten und unterschieden sich dadurch von der tschechoslowakischen. Dazu bemerkt G. mit Recht, dass ein konservativer Panslawist wie František Palacký und sowohl Ján Kollár als auch Ludovít Štúr weniger kontrovers gewesen seien als antirussische Demokraten wie Tadeusz Kościuszko oder Joachim Lelewel (S. 360).

Darüber hinaus betont G., dass Aufstände, Revolten und Revolutionen vielleicht die interessantesten, vielschichtigsten Debatten zwischen den Historikern der einzelnen Länder angeregt hätten. Er betont auch weitere wesentliche Unterschiede, so z.B., dass „der polnische ‚Westgedanke‘, die tschechische und slowakische ‚slawische Idee‘ und die deutsche Theorie vom ‚Irrweg der Nation‘“ die ersten Nachkriegsjahre stark geprägt hätten

(S. 43). Seine grundlegenden vergleichenden Betrachtungen führen ihn aber letztendlich zu der Erkenntnis, dass den marxistischen Geschichtsbildern in Polen, Ostdeutschland, Tschechien und der Slowakei „vor allem“ gemein war, dass sie der nationalen Sichtweise untergeordnet geblieben seien (S. 384). Es wird überzeugend gezeigt, dass die jeweiligen nationalen Historiografien dieser Epoche verschiedene Einflüsse integrieren konnten und die wesentlichen Analogien zwischen den Ländern ihren Ursprung nicht allein im Marxismus hatten.

Das Werk diskutiert die Kontinuität von Inhalt und Form der Historiografien in vielerlei Hinsicht, ohne aber die institutionellen Veränderungen der stalinistischen Zeit oder den katastrophalen Wandel in der Art und Weise, wie wissenschaftliche Diskussionen geführt wurden, zu bezweifeln. G. betont mehrmals, dass sich vor allem die Art und Weise, sich mit der Geschichte zu beschäftigen, d.h. das Streben nach einer einzigen, kanonisierten Sicht, als äußerst schädlich erwiesen habe – und nicht etwa die oft beklagten, aber nie dominant gewordenen antinationalen Uminterpretationen der Geschichte und der daraus vermeintlich resultierende Verlust (wie auch immer definierter) nationaler Wertekanons.

Jena

Ferenc Laczó

Jerzy Kochanowski: Jenseits der Planwirtschaft. Der Schwarzmarkt in Polen 1944-1989. Aus dem Polnischen von Pierre-Frédéric Weber. (Moderne europäische Geschichte, Bd. 7.) Wallstein-Verl. Göttingen 2013. 475 S., Ill. ISBN 978-3-8353-1307-1. (€ 42,-)

„Welche Farbe hat der Schwarzmarkt?“, (S. 9) fragt Jerzy Kochanowski zu Beginn seiner Betrachtung des Schwarzmarkts in der Volksrepublik Polen zwischen 1944 und 1989 und steckt damit den Rahmen der Untersuchung ab. Mit dieser nur auf den ersten Blick rhetorischen Frage stellt der Vf. bereits einleitend geläufige Einschätzungen dieses Handels „jenseits der Planwirtschaft“ infrage, und so ist die Antwort, um es vorwegzunehmen, denkbar einfach: Der Schwarzmarkt ist bunt und in Vielem schillernd.

Schwarzmarkt und inoffizieller Handel sind bekannte Begleiterscheinungen von Mangelsituationen oder Wirtschaftsregulierungen und geradezu typisch für den Staatssozialismus. Dennoch greift eine solche Charakterisierung zu kurz, um den ausdifferenzierten und wandlungsfähigen Handel jenseits der staatlich geplanten Wirtschaft im polnischen Sozialismus zu erfassen. K. differenziert vielmehr die Schattierungen, die ein solcher Handel zwischen legalen, halblegalen und illegalen Strukturen annehmen konnte. Die gesamte Darstellung hindurch zeigt der Vf. immer wieder anschaulich, wie der Schwarzmarkt praktisch alle Bereiche des privaten und öffentlichen Lebens der Volksrepublik Polen durchzog und nicht von einem anderen, vermeintlich „weißen“ Markt abzugrenzen war. So behandelt K. nicht nur den illegalen Handel, sondern auch die Wege der dort gehandelten Güter, die bei staatlichen Stellen „abgezweigt“, über die unterschiedlichsten Wege geschmuggelt oder einfach in Eigenregie produziert wurden. Dies führte immer wieder zu Grenzfällen und Absurditäten des sozialistischen Wirtschaftssystems, die zugleich eine klare Eingrenzung des Schwarzmarkts unmöglich machen. Wie sind zum Beispiel die Erzeugnisse staatlicher Betriebe zu bewerten, für die Rohmaterialien oder auch Maschinen erst auf inoffiziellen Wege – von staatlichen oder nicht-staatlichen Stellen abgezweigt oder gar gestohlen – beschafft werden mussten, und die dann auf den offiziellen Markt gelangten? K.s Blick überschreitet hier ein enges Verständnis des Schwarzmarktes derart weit, dass sein Buch einer Gesamtdarstellung der inoffiziellen Wirtschaft im sozialistischen Polen gleichkommt.

Der Vf. behandelt zunächst in einem Überblick die Rahmenbedingungen des Phänomens und bespricht die Geschichte des Schwarzmarkts in der ersten Hälfte des 20. Jh. (Kapitel 2), die Konjunkturen des inoffiziellen Handels in der Volksrepublik Polen (Kapitel 3) und seine Geografie (Kapitel 4). Er kann anschaulich aufzeigen, dass der Schwarzmarkt sich sowohl aus historisch persistenten Strukturen heraus entwickelte als auch situative Anpassungen erfuhr. Dieser diachrone Blick arbeitet z.B. die fortwährende Bedeutung

alter Grenzen zwischen den Teilungsgebieten oder regionaler Traditionen heraus und macht deutlich, dass einzelne Gebiete oder Akteursgruppen, wie die Góralen um Zakopane oder auch Seeleute, sich einer staatlichen Kontrolle wirksam entziehen konnten. Dabei tritt weniger der klare Gegensatz zwischen Staat und Bürger in den Vordergrund, als vielmehr die Amalgamierung dieses wirtschaftlichen Eigen-Sinns mit staatlichen Strukturen. Eine solche „massenhafte und allgemeine Privatisierung des Staates“ (S. 247) schuf freilich auch, über die Nomenklatura hinaus, eine breite Schicht Privilegierter, die Zugang zu dieser Form des Handels hatte. So ist K.s Buch implizit auch eine Geschichte derer, die in einem korrupten System ihren eigenen Vorteil suchten und fanden (vgl. S. 442 ff.).

In einem zweiten Schritt betrachtet K. gezielt die Waren dieses Marktes (Fleisch, Alkohol, Benzin sowie Gold und Devisen; Kapitel 5-8) bzw. den Auslandstourismus (Kapitel 9) als weit verbreitete Gelegenheit zum Schwarzhandel. Diese Prismen ermöglichen es ihm, eine Alltagsgeschichte des Konsums zu schildern, die die gesellschaftliche Wahrnehmung des Mangels mit seinen tatsächlichen Ausmaßen und den davon oft losgelösten Bewältigungsstrategien konfrontiert. Würden in der öffentlichen Wahrnehmung, wie auch oft in der historischen Forschung, Fleischmangel bzw. Preiserhöhungen für Fleisch und Wurstprodukte als Auslöser von Krisen angeführt, schränkt der Vf. dieses *master narrative* der polnischen Zeitgeschichte deutlich ein. In der langen Dauer zeigen sich eher die stabilisierende Wirkung des hochsubventionierten Fleisches und der Erfolg der auch als „Bigoskommunismus“ (Włodzimirz Borodziej) titulierten Fürsorge- und Konsumdiktatur. Auch dem Alkohol, dessen illegale Herstellung in den 1970er Jahren auch in den Städten weit verbreitet war, kann eine solche stabilisierende Rolle zugeschrieben werden. Umso bedauerlicher ist es daher, dass K. die Bedeutung dieser Volksdroge hier nicht konkreter kontextualisiert. Der illegale Handel mit legal, also staatlich hergestelltem und besteuertem Schnaps veranschaulicht zudem eine grundlegende Problematik des polnischen Schwarzmarktes: Die bewusste Tolerierung der Illegalität trug zur Stabilität des Regimes bei, indem sie strukturelle Unzulänglichkeiten der Planwirtschaft abfederte und teils – wie im Falle von versteuertem Alkohol – sogar die Staatskassen füllte (S. 290).

Die quellengesättigte Darstellung argumentiert immer wieder anhand von konkreten Beispielen und bindet alltagskulturelle Quellen – wie Sprichwörter, Lieder oder Karikaturen – mit ein. Dies trägt zum einen zur guten Lesbarkeit des Buches bei, demonstriert zum anderen aber auch, wie vergleichsweise offen der Schwarzmarkt in Polen besprochen wurde. Wenn beispielsweise in den 1960er Jahren in offiziell erscheinenden Zeitschriften über den profitablen Schleichhandel polnischer Auslandstouristen berichtet wurde (z.B. S. 391), war dies nicht nur die Darstellung verwerflichen oder gar kriminellen Verhaltens, sondern auch die pragmatische Behandlung einer allseits bekannten Tatsache.

Problematisch ist bei dieser Darstellung vor allem die zwangsläufige Verknappung. Trotz eines breiten Blicks auch in die polnischen Regionen dient vor allem die Hauptstadt Warschau als konkreter Gegenstand der Untersuchung. Für den deutschen Leser wären an einigen Stellen, wie zum Beispiel bei der nur sehr kurzen Erwähnung der Gewerkschaftsbewegung *Solidarność* (ab S. 118), zusätzliche Erläuterungen sicherlich hilfreich gewesen.

Dies alles stellt aber den großen Wert der Arbeit nicht in Frage. Dem Vf. gelingt eine umfassende Darstellung des Schwarzmarktes in der Volksrepublik Polen, die die transnationalen Bezüge der polnischen Zeitgeschichte sichtbar werden lässt und die Paradoxien des polnischen Sozialismus herausstellt. Ganz im Sinne neuerer Forschungen zum Staatsozialismus kann K. überzeugend herausarbeiten, dass das Verhältnis der Bürger zum sozialistischen Regime sich nicht in einem bloßen Dualismus von Zustimmung und Ablehnung fassen lässt, sondern vielfältige Schattierungen kannte. Für die Kulturgeschichtsschreibung zur Volksrepublik setzt die Arbeit Maßstäbe.

Mainz

Gregor Feindt

Lily Gardner Feldman: Germany's Foreign Policy of Reconciliation. From Enmity to Amity. Rowman & Littlefield. Lanham u.a. 2012. XVII, 393 S. ISBN 978-0-7425-2612-9. (\$ 85,-)

Die Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu allen Nachbarstaaten sowie zu Israel zählt zu den größten Leistungen der Bundesrepublik Deutschland. Dass der Aufbau solcher Beziehungen trotz der furchtbaren Belastungen möglich wurde, die die während des Zweiten Weltkriegs begangenen deutschen Verbrechen in den betroffenen Gesellschaften hinterlassen haben, hat auch international große Beachtung gefunden.

Lily Gardner Feldman sieht im Bemühen um Versöhnung ein Grundprinzip der bundesdeutschen Außenpolitik und untersucht auf einer sehr breiten empirischen Basis den Aufbau und die Entwicklung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Frankreich, Israel, Polen und der Tschechoslowakei (bzw. ab 1993 der Tschechischen Republik) von 1949 bis 2009. Sie geht dabei von Grundmustern aus, die in allen vier Fällen zu beobachten gewesen seien und die das Raster für die jeweilige empirische Analyse abgeben.

Im Einleitungskapitel wird zunächst knapp dargelegt, dass für das Verständnis von „Versöhnung“ in den internationalen Beziehungen weniger die Disziplinen Theologie, Philosophie, Sozialpsychologie und Recht einen Beitrag leisten als vielmehr die Politikwissenschaft und die Geschichte. Der Terminus „Versöhnung“ wird dabei im Laufe der Arbeit mit der Normalisierung und der zunehmenden Routine in den Beziehungen auch synonym mit dem Aufbau von Vertrauen, Partnerschaft und einer gemeinsamen Wertebasis gebraucht. Bereits im ersten Kapitel werden die vier Grunddimensionen eingeführt, die die Vf. als für die Außenpolitik der Bundesrepublik zentral ansieht: Geschichte, politische Führung („leadership“), politische und gesellschaftliche „Institutionen“ sowie der internationale Kontext, der seinerseits nach den Bereichen „EU“ und „global“ unterteilt wird. Unter der Überschrift „Verantwortung und Realismus“ wird in Kapitel 2 mit der knapp gefassten Geschichte der bundesdeutschen Außenpolitik bis 2009 der Kontext für die Versöhnungspolitik hergestellt. Die Periodisierung dieser Geschichte wird im Wesentlichen an Kanzlern festgemacht und jeweils nachvollziehbar begründet. Scheint F. mit dieser hervor gehobenen Rolle der Politiker in der Auseinandersetzung zwischen „realistischer“ und „liberaler“ Schule der Außenpolitik den „Realisten“ zuzuneigen, so ist sie trotz ihres Versuchs einer Verbindung beider Ansätze (S. 25 f.) durch die Betonung der Bedeutung nicht-staatlicher Akteure gerade bei der Versöhnungspolitik doch eher der zweiten (in ihren Worten „kulturell-historischen“) Richtung zuzuordnen.

Im empirischen Hauptteil, den Kapiteln 3 bis 6, wird die Geschichte der bilateralen Beziehungen der Bundesrepublik zu den vier Staaten im Detail untersucht. Die vier genannten Kriterien bieten einerseits eine vergleichbare Grundstruktur für die jeweilige Länderanalyse, erlauben aber auch, in ausreichendem Maße auf Besonderheiten in den bilateralen Beziehungen einzugehen. F. gelingt so eine empiriegesättigte Darstellung von vier bilateralen Beziehungskomplexen der Bundesrepublik zwischen 1949 und 2009, in der auf die besondere Rolle der Geschichte abgehoben wird: Geschichte als „Stimulus“, also als moralischer Imperativ, sich mit der jüngsten Vergangenheit auseinanderzusetzen und die Schlussfolgerungen für die Zukunft zu ziehen; (mit Ausnahme Israels) die gegenseitige Anerkennung von Klagen über früheres Verhalten, auch wenn das von deutscher Seite im Zweiten Weltkrieg verübte Unrecht nicht mit den Taten der Partner verglichen werden kann; und Geschichte als „Gegenwart“ in dem Sinne, dass mit ihr weiterhin eine breite gesellschaftliche Auseinandersetzung stattfindet. Dass es dabei in allen Fällen auf jeweils beiden Seiten auch innergesellschaftliche Gegner einer Verständigung gab, wird mehrfach veranschaulicht.

Besonders deutlich wird die entscheidende Rolle nicht-staatlicher Akteure beim Aufbau und der Festigung der bilateralen Beziehungen herausgearbeitet. Standen kirchliche Gruppen vielfach am Anfang des Versöhnungsprozesses, so wurde dieser im weiteren Verlauf u.a. durch Organisationen im wissenschaftlichen Bereich (DAAD, DFG, Humboldt-Stiftung) und die politischen Stiftungen gestützt, die auch in Krisenzeiten Kommunikations-

kanäle bereit hielten. Bei der Aufarbeitung der Geschichte wird für alle vier Länder die Rolle der Aktion Sühnezeichen, der jeweiligen Schulbuchkommission sowie der Deutschen Historischen Institute bzw. ihrer Entsprechungen hervorgehoben. Gleichzeitig wird jedoch dahingehend differenziert, dass etwa die Unterschiede in der Entschädigungspolitik gegenüber Israel und Frankreich einerseits und den bis 1989 kommunistisch regierten Staaten Polen und Tschechoslowakei andererseits klar hervortreten. Auch der unterschiedliche Umgang mit dem Thema Vertreibung in Polen und der Tschechischen Republik wird deutlich oder gelegentlich das Verhältnis zu Russland und auch den USA als Ursache für Differenzen zwischen Deutschland einerseits und Polen und der Tschechischen Republik andererseits.

Die Arbeit beruht auf der Auswertung unzähliger Regierungsdokumente, Erklärungen, Reden, Interviews etc., einer umfangreichen Sekundärliteratur sowie etlichen Dutzend Interviews mit zivilgesellschaftlichen Akteuren und Experten. Die Fülle des Materials wird in mehreren tabellarischen Übersichten sowie in einem sich über 16 Seiten erstreckenden Zeitstrahl zusammengefasst, der die staatlichen wie die gesellschaftlichen Beziehungen der Bundesrepublik zu den vier Staaten von 1949 bis 2009 übersichtlich präsentiert. Sehr gut belegt wird dabei die in der Arbeit vielfach vertretene These, die Beziehungen mit Frankreich seien auch auf der institutionellen Ebene am ausgeprägtesten gewesen, gefolgt von Israel und Polen, während trotz einzelner Vorläufer das Verhältnis zur Tschechoslowakei bzw. der Tschechischen Republik erst ab 1989 ausgebaut worden sei (und weiter „ausbaufähig“ bleibe).

Was bei der umfassenden Analyse vielleicht etwas zu kurz kommt, ist die Bedeutung der strafrechtlichen Verfolgung von Tätern für die Versöhnung. Da die Justiz in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik „auf dem rechten Auge“ (gegenüber NS- und Kriegsverbrechern) häufig blind gewesen ist, könnten, zumindest was die Wirkung ihres Verhaltens betrifft, durchaus auch Teile der Justiz zu den in einigen Unterkapiteln behandelten Gegnern der Versöhnung gerechnet werden, auch wenn Organe der Rechtsprechung nicht zu den unmittelbaren außenpolitischen Akteuren zählten.

Knapp gestreift wird im Schlusskapitel der ganz anders geartete Umgang Japans mit seiner belasteten Vergangenheit. Die neunmonatige Regierungszeit von Yukio Hatoyama 2009/10 zeigte eine gewisse vergangenheitspolitische Öffnung, blieb aber ohne politische Folgewirkungen. Auch in Japan ließen sich – freilich später und weit schwächer als in Deutschland – zivilgesellschaftliche Initiativen beobachten, die der Politik den Weg zu einem vertrauensvollen Verhältnis zu den Nachbarn zu ebnen versuchten.

F. analysiert die deutsche Außenpolitik aus einem eher ungewohnten Blickwinkel, der vielleicht von außen leichter möglich ist als aus der deutschen Binnenperspektive. Ihr gelingt es sichtbar zu machen, welch positive Dynamik aus dem offenen Umgang auch mit einer extrem schwierigen Vergangenheit erwachsen kann („Geschichte als Stimulus“). Sie zeigt aber auch, dass das deutsche Verhältnis zu jedem der vier Staaten anders gelagert ist und dass für den Aufbau von Vertrauen auch Partner auf der Gegenseite erforderlich sind. Ein vorzüglicher Index hilft bei der Erschließung des sehr materialreichen Bandes.

Trier – Warszawa

Klaus Ziemer

Alexander von Plato, Tomáš Vilímek: Opposition als Lebensform. Dissidenz in der DDR, der ČSSR und in Polen. In Verbindung mit Piotr Filipkowski und Joanna Wawrzyniak. (Das andere Osteuropa, Bd. 2.) Lit. Berlin u.a. 2013. 569 S. ISBN 978-364-31118-3-8. (€ 59,90.)

Das aus drei Beiträgen bestehende Sammelwerk bietet eine ausführliche Darstellung lebensgeschichtlicher Analysen von Oppositionellen in der DDR, der ČSSR und in Polen. Die leitenden Fragen für die drei in Umfang und Aufbau sehr unterschiedlichen Einzelbeiträge lauten: Welche Herkunft hatten die Oppositionellen in den verschiedenen Ländern, welche Wege führten in den Dissens, welche politischen Strömungen, Diskurse und Debat-

ten spiegelten sich in den Biografien wider, und welche Auswirkungen haben oppositionelle Aktivitäten und staatliche Verfolgung auf das Leben der Oppositionellen bis heute? In der Einleitung wird auch die Schwierigkeit der Definition von Dissens und Opposition vor dem Hintergrund der komplexen sozialen Phänomene wie Proteste für bessere Löhne, politische Diskussionsklubs für freie Meinung oder die Schaffung kultureller Freiräume diskutiert (S. 20).

Der Band ist der zweite in einer Reihe, welche die Ergebnisse des Forschungsprojekts „Das andere Osteuropa. Dissens in Politik und Gesellschaft, Alternativen in der Kultur von den 1960er bis 1980er Jahren“ als Beitrag zu einer vergleichenden Zeit- und Kulturgeschichte vorstellt. Es wurde unter der Leitung der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen und unter Beteiligung von Forschungseinrichtungen in sieben Ländern 2007-2010 durchgeführt.

Alexander von Platons Darstellung und Diskussion von 31 Biografien von DDR-Oppositionellen unterschiedlichen Alters u.a. aus der Friedens-, Frauen-, Ökologie- und Dritte-Welt-Bewegung stellt den ersten Hauptteil des Bandes dar. Die Personen wurden aufgrund ihres Selbstbildes als oppositionell ausgewählt. Die Biografien wurden in halboffenen, narrativen Interviews im Rahmen verschiedener Projekte 1987-2010 vom Vf. und mehreren Kolleg/inn/en erhoben. Diese mehr als 250 Seiten umfassende Untersuchung unter dem Titel „Revolution in einem halben Land. Lebensgeschichten von Oppositionellen in der DDR und ihre Interpretation“ besteht aus mehreren Teilen.

Zunächst werden die biografischen Verläufe teils prominenter, teils weniger bekannter Personen vorgestellt. Dieser sehr ausführliche Abschnitt hat den Charakter einer Enzyklopädie und bietet viele biografische Informationen über die einzelnen Oppositionellen. Er ist jedoch als fortlaufender Text keine leichte Lektüre, da eine detailreiche Aufzählung von 31 Biografien ohne weitere analytische Erläuterungen erfolgt. Es zeigt sich, dass der Vf. über einen sehr großen Fundus an Personen, Kontakten und Hintergrundinformationen aus verschiedenen Forschungsprojektzusammenhängen und zahlreichen Oral-History-Interviews verfügt. Dies eröffnet zwar einen breiten und tiefen Einblick in weite Teile der DDR-Opposition. Erst in einem weiteren Abschnitt kommen aber die Bedeutung etwa der familialen und politischen Herkunft, die Rolle der evangelischen Kirche sowie privater Netzwerke und Kontakte für oppositionelles Engagement auch analytisch zum Tragen. Die Interpretationen werden durch zahlreiche Interviewzitate belegt. Von Plato gelangt zu dem Fazit, dass Opposition in der DDR immer in Bezug auf die BRD funktioniert habe, die als kulturelle und politische Bezugsgröße „Richtung und Ziel der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung“ (S. 269) bestimmt habe. Auch wenn der Vf. die These aufstellt, es habe keine internationalen Zusammenschlüsse von Oppositionellen gegeben, so widmet er sich doch abschließend einem Vergleich zwischen der ČSSR, Polen und der DDR.

Dies leitet über zum zweiten Beitrag des Bandes, in dem Tomáš Vilímek die ČSSR-Opposition untersucht. Die Auswahl der Gesprächspartner/innen wurde hier stärker systematisch vorgenommen. Die Verteilung von Frauen und Männern, Personen mit Gefängnisaufenthalt und mit Samizdat-Tätigkeit wurden als Kriterien angewandt. Nach sehr kurzen Angaben zu den Lebensdaten werden sechs Lebensgeschichten ausführlicher vorgestellt. Die Leitfrage für die Analyse lautet, welche Faktoren den Weg in den Dissens beeinflussten. Die Bedeutung der Familiengeschichte einerseits, der Freundeskreise andererseits wird anhand unterschiedlicher Fallbeispiele und Zitate überzeugend dargelegt. Auch der für die Biograf/inn/en je unterschiedliche Einfluss historischer Ereignisse wie des Prager Frühlings, des Mauerbaus oder der KSZE-Schlussakte von Helsinki wird thematisiert. Vilímek arbeitet die internationalen Bezüge und transnationalen Verflechtungen auf der personellen Ebene der Oppositionellen heraus. Trotz starker Überwachung und Repression durch die jeweiligen Staatssicherheitsdienste resultierten daraus gemeinsame Solidaritätserklärungen und politische Aufrufe. Als Fazit formuliert der Vf. eine multikausale Motivation für den Weg in den Dissens sowie die in den 1980er Jahren grenzüberschreitende

Solidarität, die erheblich zum Ende der kommunistischen Regimes beigetragen habe (S. 476).

Die Studie von Piotr Filipkowski und Joanna Wawrzyniak erweitert die Perspektive um ein polnisches Fallbeispiel. Die Vf. konzentrieren sich mit ihrer biografie- und netzwerkanalytischen Herangehensweise auf eine Gruppe Intellektueller in Poznań. Grundlage sind die im Archiv für Oral History (Archiwum Historii Mówionej)¹ gesammelten Mitschnitte von Zeitzeugeninterviews zur Opposition in der Volksrepublik Polen. Aus mehreren Dutzend Interviews wurden elf für die dem Beitrag zugrunde liegenden Analysen ausgewählt. Der Text rückt weniger die genauen Lebensdaten in den Fokus, diese folgen in Form eines Anhangs, sondern analysiert die Gemeinsamkeiten und Unterschiede oppositionellen Engagements in einer spezifischen Gruppe. Er zeigt die hohe Bedeutung von Freundeskreisen und Liebesbeziehungen, die „enge Verbindung des Privaten mit dem „Oppositionellen““ (S. 516). Nach 1989 brachte dies aber in vielen Fällen auch große persönliche Enttäuschungen mit sich, wenn ehemalige Freunde als Stasi-Informant/inn/en enttarnt und Vertrauensbrüche offensichtlich wurden. Auch verweist der polnische Beitrag immer wieder auf das Wechselspiel zwischen staatlicher Repression und Engagement in der Opposition. Aufgrund der erlebten Ungerechtigkeiten, Verhaftungen oder aufgrund von Berufsverboten und den in der Folge eingeschränkten Möglichkeiten beruflicher und politischer Betätigung verstärkte sich in vielen Fällen die oft illegale Aktivität, da die legalen Optionen von staatlicher Seite verhindert worden waren. Diese Ergebnisse lassen sich als Fazit auch für die anderen beiden Beiträge festhalten.

Der Band liefert eine äußerst detaillierte Einsicht in die Lebensgeschichten und -realitäten von Oppositionellen in drei Ländern, wobei die Auswahl der Personen und die Definition dessen, was jeweils als oppositionelle Lebensform bezeichnet wird, keiner einheitlichen Linie folgen. Doch der biografieanalytische Zugang zur Oppositionsgeschichte in Ostmitteleuropa zeigt, dass gerade die Vielfalt der Perspektiven der Oppositionellen selbst auch die Wissenschaft davon abhalten sollte, eindimensionale Verallgemeinerungen zu finden. Der Band liefert so einen fruchtbaren Beitrag zu einer vergleichenden Zeit- und Kulturgeschichte und unterstreicht die Bedeutung einer Perspektivenvielfalt für die Untersuchung von Dissens und Opposition.

Marburg

Ina Alber

¹ <http://www.audiohistoria.pl/web/> (02.05.2014).

Reinhold Vetter: Polens eigensinniger Held. Wie Lech Wałęsa die Kommunisten überlistete. Berliner Wiss.-Verl. Berlin 2010. 414 S., Ill. ISBN 978-3-8305-1767-2. (€ 37,-)

Lech Wałęsas historische Bedeutung ist umstritten. Er wurde als Gewerkschaftsführer der Solidarność 1980/81 zu einem international bekannten Helden der Opposition und bekam zwei Jahre nach der gewaltsamen Niederschlagung der Solidarność den Friedensnobelpreis verliehen. Er hat auf Seiten der Gewerkschaftsbewegung den Kompromiss am Runden Tisch mit ausgehandelt und wurde 1990, nach dem Umbruch, zum Staatspräsidenten Polens gewählt. Seit 2005 wurde er mehrfach der Zusammenarbeit mit dem polnischen Geheimdienst bezichtigt und vor allem von rechtspopulistischen Stimmen als Verräter bezeichnet. Reinhold Vetter, der die polnische Zeitgeschichte seit 1988 als Journalist und Korrespondent für das *Handelsblatt* verfolgt und kommentiert, hat nun eine Biografie Wałęsas vorgelegt, die dessen Leben, die politische Entwicklung in Polen und die Ost-West- wie auch die deutsch-polnischen Beziehungen nach 1970 beleuchtet.

Biografien sind, mindestens aus soziologischer Sicht, ein besonders schwieriges Genre: Ein Lebenslauf ist als in hohem Maße als pfadabhängige Entwicklung anzusehen, also als eine Entwicklung, bei der einmal getroffene Entscheidungen die zukünftigen Ereignisse beeinflussen und sich die Möglichkeiten gänzlich anderer Ereignissequenzen im Laufe der Zeit reduzieren. Pfadabhängigkeitsargumente beruhen in der Praxis oft auf einem recht

kruden historischen Determinismus, weil sie allzu sehr „vom Ergebnis her denken“.¹ Es wird nicht genauer spezifiziert, wie die behauptete Pfadabhängigkeit reproduziert wird, wie also das frühere Ereignis die späteren Wahlmöglichkeiten einschränkt. Ihre Plausibilität ziehen sie vielmehr aus der Tatsache, dass der postulierte Pfad mit dem sichtbaren Ergebnis übereinstimmt. Notwendig wäre jedoch zu erklären, wie Wahlakte, strukturelle Zwänge und kontingente Entwicklungen zusammenwirken, und inwieweit im konkreten Fall frühere Entscheidungen den Spielraum für die späteren eingeschränkt haben.

Besonders schwierig scheint dies bei einer Biografie, die so umstritten ist wie diejenige von Wałęsa und die ein solches Projekt schon deshalb in Schwierigkeiten bringt, weil auch die zu befragenden Zeitzeugen sehr stark „vom Ergebnis her denken“. Zudem lassen sich viele Ereignisse aufgrund fehlender Daten (noch) nicht abschließend klären. Beide Probleme zeigen sich exemplarisch an der Frage, inwieweit Wałęsa mit dem polnischen Geheimdienst kollaboriert hat: Für eine Zusammenarbeit spricht, dass es eine Akte „Bolek“ und zahlreiche Eintragungen in dieser Akte gibt; es gibt zugleich plausible Hinweise darauf, dass die Regierung nach 1982 Dokumente mit ebensolchen Eintragungen fabriziert hat, um Wałęsa zu diskreditieren. Wałęsa selbst hat zugegeben, dass es Gespräche gegeben hat, bestreitet aber, in größerem Umfang mit dem Geheimdienst zusammengearbeitet zu haben. Dass dies den Tatsachen entspricht, kann zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zweifelsfrei belegt werden, auch wenn Etliches dafür spricht (S. 29 f., 387 f.).

Dem Vf. gelingt es, in diesem und in anderen Fällen mit unklarer Datenlage nicht von einem *moralischen* Ergebnis her zu denken, Wałęsa also entgegen des reißerischen Titels weder bloß als Helden der Opposition zu charakterisieren noch als deren „Verräter“. V.s Biografie zeugt von profunden Kenntnissen der polnischen wie auch der internationalen Politik und gewinnt durch eine freundlich-distanzierte Haltung, die er gleich zu Beginn seiner Ausführungen betont: Er habe Wałęsa anfangs enthusiastisch und idealistisch, später sehr kritisch und erst mit der Zeit wieder wohlwollender betrachtet.

Weniger gut gelingt es ihm, die einzelnen Schritte auf Wałęsas Lebensweg in ihrem Zusammenspiel von Wahlakten, strukturellen Zwängen und kontingenten Entwicklungen nicht nur darzustellen, sondern auch zu erklären. In den wenigen Seiten zu Kindheit und Jugend wird beispielsweise nicht recht klar, was ihn letztlich motiviert hat, sich den oppositionellen Gewerkschaftsinitiativen der 1970er Jahre in Danzig anzuschließen – was unterscheidet ihn von all den anderen, die kein vergleichbares Engagement zeigen? Bei der Schilderung der Proteste von 1980 und Wałęsas Rolle darin hätte man sich unter anderem gewünscht, Genaueres über das Wechselspiel mit den Experten und deren Bedeutung zu erfahren. In einem entsprechenden Abschnitt wird auf ein neu erwachtes kollektives Bewusstsein der Arbeiter verwiesen (S. 71) und es werden Unterstützer aufgezählt (S. 78-81) – auf die Frage nach der sozialen Trägerschicht der *Solidarność*, die in der Literatur ja durchaus diskutiert worden ist², wird jedoch nicht eingegangen. In Bezug auf die auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung oft vernachlässigten 1980er Jahre bemerkt der Vf. wiederum zu Recht, dass Wałęsa das unumstrittene Symbol des Widerstands gewesen sei – klärungsbedürftig ist allerdings wiederum, welchen äußeren Bedingungen sich dies verdankt; denn in Reaktion auf die Erfahrung der *Solidarność* 1980/81 und die sich anbahnenden politischen Veränderungen in der Sowjetunion wandelte sich die Opposition bereits

¹ MICHEL DOBRY: „Ereignisse“ und Situationslogik: Lehren, die man aus der Untersuchung von Situationen politischer Unübersichtlichkeit ziehen kann, in: ANDREAS SUTER, MANFRED HETTLING (Hrsg.): *Struktur und Ereignis*, Göttingen 2001, S. 75-98, hier S. 77.

² JAN KUBIK: Who Done it: Workers, Intellectuals, or Someone Else? Controversy over Solidarity's Origins and Social Composition, in: *Theory and Society* 23 (1994), S. 441-466.

1983/84 von einer Massenbewegung zu einer Elitenbewegung, die weit weniger auf Selbstorganisation und weit stärker auf politische Kompromisse zielte.³ Wałęsa bleibt nicht zuletzt deshalb das unumstrittene Symbol dieser Bewegung, weil die Oppositionsbewegung dieses Symbol ebenso wie die Regierenden für ihre Zwecke nutzen konnte.⁴ Etwas deutlicher analysiert V. das Zusammenspiel von Wahlakten, strukturellen Zwängen und kontingenten Entwicklungen im ohnehin stärkeren zweiten Teil, in dem er die Zeit nach 1989 beschreibt.

Dennoch oder gerade deshalb ist V.s Biografie wertvoll – als gute Einführung für diejenigen, die sich mit der polnischen Geschichte der 1970er bis 2000er Jahre vertraut machen wollen, und als ein erster Schritt hin zu einer auch vom Vf. selbst eingeforderten Fortsetzung der Forschung.

Göttingen

Hella Dietz

³ ADAM MICHNIK: *Takie czasy ... Rzecz o kompromisie* [Solche Zeiten ... Abhandlung über den Kompromiss], London 1985.

⁴ HELLA DIETZ: „Nowi niepokorni“. Powstanie Komitetu Obrony Robotników jako wyzwanie dla teorii socjologicznej [Die „Neuen Aufbegehrenden“. Die Entstehung des Komitees zur Verteidigung der Arbeiter als Herausforderung für die soziologische Theorie], in: *Studia Socjologiczne* (2013), 3 (210), S. 97-121.

Anna Witeska-Młynarczyk: *Evoking Polish Memory. State, Self and the Communist Past in Transition.* (Warsaw Studies in Contemporary History, Bd. 3.) Lang-Ed. Frankfurt am Main 2014. 253 S. ISBN 978-3-631-64163-7. (€ 49,95.)

Using the case example of a small eastern Polish city (anonymized as Marianowice), this ethnographic study explores personal transitions to post-socialism by interviewing “two groups of people seized and almost paralyzed by their past” (p. 240). Whereas former anti-communist activist “victims” became heroes, state security worker “perpetrators” became villains. Exploring how each group envisioned its “belonging to the same nation/state”, Anna Witeska-Młynarczyk investigates how they tried “collectively and internally to negotiate a sense of justice and keep a coherent image of the communist past in the circumstances of the revival of memory politics and attempts to account for past crimes in contemporary Poland” (pp. 22-23). Through extensive personal interviews with a select cast of 1960s-era state security agents and about twenty-five elderly anti-communist “heroes” from the Association of the Former Prisoners of the Communist Period, she uncovers how both casts derive much of their identity from a once seemingly eternal regime.

Shifting post-socialist landscapes of commemoration provide the backdrop for this study. Amid increasing attempts to convict perpetrators and compensate victims, extensive Institute of National Remembrance (IPN) security files were released in 1998 on the model of German Stasi archives. Access to IPN files could become a means of reinforcing one’s identity as a hero/victim or indicting a villain/perpetrator. After the Law-and-Justice Party (PiS) took power in 2005, hero/victims gained full access to state resources, while former perpetrators were further pressured. In this context, the author observes, “the memory framework drew lines of inclusion and exclusion, generating a sense of belonging in the heroes/victims, and a sense of disorientation among the former security officers” (p. 235). Formerly at the center of state mission and power, security officers were excluded from society; meanwhile, former activists embraced vainglorious mythologies, in which their defense of the Nation had been constant and somehow devoid of compromises necessary with an irredeemable state, whose very existence must have been an aberration.

Selective memory is integral to the author’s observations, not least as subjects on both sides sought to undermine any possible grayness between past and present victim/perpetrator roles to portray themselves sympathetically. To find such “coherent” narratives, each

party often turned to official organs. Heroes/victims relied on the church and new regime. Twelve post-Socialist sermons illustrate how Catholic/nationalist symbolism evoked Poland as mother Mary, caring for the hero/victim as Christ her son. Such extreme iconography (even visually depicted as Mary-in-uniform) struggled, however, amid revelations that leading Catholic clerics had collaborated with the security apparatus; faced with such grayness, hero/victims either downplayed or excommunicated the fallen clerics from their hero/victim group. Official whitewashing is particularly poignant among ritualized spaces; without room for grayness, Communist monuments steadily decay or are removed, replaced by monuments to heroes/victims. Parallel selective memories emerged among interviewed villain/perpetrators, who felt they were “hunted like witches”, victims of a “collective phobia” (p. 173), and “a symbolic scapegoat in the process of judging the communist past” (p. 237). Falling back on Communist narratives, former state security officers decried contemporary heroes/victims as “murderers” and “bandits” (p. 181). Cherishing fond memories of chats with captured intellectuals, often over cups of coffee they resented sharing, villain/perpetrators applied Communist/Nationalist racism to grouse about how PiS “Jews” and “Volksdeutsche” were stealing their pensions (p. 185). Past abuses were either explained away or defended.

It is unfortunate that the author never mentions Teresa Torańska’s 1981-1984 interviews¹ of old Stalinists, even though the author’s book could almost have been a sequel. Although younger than Torańska, W.-M. likewise came from an anti-Communist family and posed as a naïve young girl, noting that “because of my age, I was treated by both groups of men, much older than myself, as a novice and a listener, who ought to learn about a past situated way beyond her life experience” (p. 53). Her tone understandably differs from Torańska’s sardonic wit and journalistic invasiveness amid the politically fraught 1980s context.

Tone is in fact the chief weakness of the book. First, although the author interrogates the selectiveness of her own family memories, admitting “the events and thoughts we choose to turn into icons are necessarily selective” (p. 52), lapses in scholarly distance recur. One cannot help but feel uncomfortable with her assertion that “during this fieldwork, I approached the middle-ranking security officers with no feelings of disgust or prejudice. I was simply curious to learn who they were and how they ended up doing all those things for which they are detested” (p. 238). While she uses empathetic language with the heroes/victims, praising their “sincerity and openness” (p. 151) or that “they were accessible and open” (p. 240), she insists that the security officers “lie both to their interlocutors and to themselves”; as she was “suffocating in their rooms full of stories”, she claims they were inwardly aware of “the evil aspects of their work” (p. 238). Whereas she pities her heroes “as victims not only of communism, but also of nationalism” (making them victims of their own mythologies), she paints perpetrator/villains as little Eichmanns whose very lives proved that “evil is banal and a part of our social world” (p. 239). Repetitive exegeses of theoretical works tend to further inhibit her subjects’ voices, and oft inscrutably turgid prose can render much of the work a challenge to read.

Nevertheless, this a useful analysis, based upon extensive interviews, which reveals a fascinating context of post-socialist soul-searching and myth-making applicable to many other cases. For instance, one is struck by the homogeneity of Polish mythologies, which erase Jews, Ukrainians, and other non-Polish-Catholic populations; could this bear comparison with memory construction in neighboring states? Indeed, might each subject group’s yearning for alternate mythic pasts parallel such cases as post-Soviet Russia? After all, plentiful apparently “aberrant states” populated the twentieth century.

Birmingham/AL

Andrew Demshuk

¹ TERESA TORAŃSKA: “Them”. Stalin’s Polish Puppets, New York 1987.

Anzeigen

Joachim Bahlcke: Geschichte Tschechiens. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Beck. München 2014. 128 S. ISBN 978-3-406-66179-2. (€ 8,95.) – In dem von der Reihe vorgegebenen Rahmen eine Geschichte der Böhmisches Länder über ein Jahrtausend zu schreiben, ist eine große Herausforderung für den Autor und erzwingt eine besondere Darstellungsform. Der Vf. muss Akzente setzen, kann manche Phasen der Geschichte nur skizzieren (das frühe Mittelalter), um für andere Bereiche Raum für Grundlegendes zu gewinnen. Die Darstellung wird so in weiten Teilen zu einem Essay über die böhmische Geschichte, der hinter der Ereignisgeschichte die Entwicklungslinien aufzeigt. Dies gelingt besonders gut in der Darstellung des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit bei der Schilderung der multireligiösen Vielfalt des Ständestaates und in dessen Entwicklung zum frühabsolutistischen Fürstenstaat katholischer Konfession. Der Nachteil ist jedoch, dass dramatische Ereignisse, wie das Auftreten von Jan Hus, nur mit knappen Strichen (2 Sätze, S. 35) behandelt werden können. Auch das 19. Jh. mit der Frühindustrialisierung und der Entwicklung der deutschsprachigen und der tschechischen Parallelgesellschaften ist angemessen geschildert; demgegenüber bleiben die gesamteuropäischen Bezüge des Herzlandes der Habsburger Monarchie etwas zurück. Schwächen weist das Buch dort auf, wo viele Fakten zum Verständnis der Entwicklungen notwendig sind und der Raum dazu fehlt; dies trifft besonders auf das 20. Jh. mit der Behandlung des tschechoslowakischen „Nationalstaates“ zu. Eindeutig zu knapp ist auch die Schilderung der Entwicklung nach dem Fall des kommunistischen Systems und dem Zerfall des Staates.

Der Vf. soll einen „Überblick“ über die Geschichte des Nachbarstaates bieten; die dadurch erzwungene Konzentration in der Argumentation setzt aber beim Leser Vorkenntnisse voraus, um die feinen Hinweise wie die Striche in einer Federzeichnung zu verstehen. Im Zentrum der Darstellung steht das Hauptland Böhmen, aber es fällt immer auch Licht auf die Verhältnisse in Mähren, das bis heute seine Eigenart bewahrt hat; Schlesien dagegen wird nur gestreift. Die historischen Böhmisches Länder erscheinen hier also mit gewissem Recht unter dem unhistorischen Begriff „Tschechien“. Ein knappes Register und ein Literaturverzeichnis schließen den Band ab.

Köln

Manfred Alexander

Andreas Kappeler: Die Kosaken. Geschichte und Legenden. (Beck'sche Reihe, Bd. 2768.) Beck. München 2013. 127 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-406-64676-8. (€ 8,95.) – Entsprechend dem Untertitel des Bandes versucht Andreas Kappeler auf knapp bemessenem Raum einerseits einen historischen Abriss zu den Kosaken als zentralen Akteuren osteuropäischer Geschichte vom 16. bis zum 20. Jh. zu geben, andererseits mithilfe von Exkursen auf das Feld von Kunst und Literatur die Konstruktion mythologischer Vorstellungen zu erkunden, die in der Ukraine und in Russland, aber auch in Westeuropa bis zum heutigen Tage präsent sind und das historische Phänomen der Kosaken selbst mittlerweile überdauert haben. Infolge dieser Disposition des Bandes, die immer auch nach der jeweils spezifischen Relevanz der Kosaken für die ukrainische und die russische Geschichte (und nach deren differierender Bewertung in der jeweiligen Historiografie) fragt, sind das erste und das letzte Kapitel der Konfrontation entsprechender Klischeebilder, etwa vom „edlen Räuber“, mit den historischen Gegebenheiten sowie übergreifenden Fragestellungen wie der Bedeutung der Frauen für die Kosaken oder dem Vergleich mit analogen Phänomenen wie etwa den Wehrbauern an der „Militärgrenze“ der Habsburgermonarchie gegen das Osmanische Reich gewidmet. Dazwischen eingebettet findet sich ein in sechs chronologisch aufgebaute Abschnitte gegliederter Abriss, der mit der Entstehung des Kosakentums Mitte des 16. Jh. beginnt, danach das Goldene Zeitalter der Dnjeprkosaken fokussiert, als Bohdan Chmel'nyč'kyj Mitte des 17. Jh. mit dem Hetmanat eine protonationale Vorform eines ukrainischen Staatswesens begründete (dies freilich verbunden mit schweren Pogromen gegen Polen und Juden), und schließlich die Donkosaken und die von Stenka Razin und Emeljan Pugáčev angeführten Volksaufstände des 17. und 18. Jh. zur Darstellung bringt.

Die entsprechenden Kapitel 3 und 4 des Bandes scheinen auch insofern relevant, als der Vf. hier die mit der von Chmel'nyč'kyj getroffenen Vereinbarung von Perejaslav 1654 einsetzende

schrittweise Integration der Kosaken in das Russländische Imperium nachzeichnet, die in einer sukzessiven Tilgung der gewährten Sonderrechte bis hin zur Zerstörung der Zaporozher Sič unter Katharina II. im Jahr 1775 mündete. Spätestens im 19. Jh. erscheinen die Kosaken dann ungeachtet ihrer ursprünglichen Lebensform im Zeichen von Freiheit und Gleichheit als loyale Diener des Zaren, die dessen Herrschaft nun nicht mehr herausfordern, sondern diese ganz im Gegenteil durch die Teilnahme an militärischen Auseinandersetzungen sowie die gewaltsame Niederschlagung von Erhebungen bis zur Revolution des Jahres 1905 stabilisieren. Die Aporien zwischen imperialen Homogenisierungstendenzen auf der einen und der Aufrechterhaltung von Autonomieansprüchen auf der anderen Seite sowie die Inkompatibilität des kosakischen Selbstverständnisses mit den Parametern eines modernen Nationalstaats resultierten im 20. Jh. schließlich in einer tragischen Doppelrolle der Kosaken als „Akteure und Opfer“ (so der Titel von Kapitel 6): Die teilweise wiederum von Kosaken zu verantwortenden Pogrome während der Kampfhandlungen um die Ukrainische Volksrepublik in den Jahren 1918/19 standen neben der zielgerichteten „Entkosakisierung“ von Seiten der Bolschewiken. Im Zweiten Weltkrieg wiederum kämpften Kosaken (in eigenen Einheiten zusammengefasst) auf Seiten der Wehrmacht; die verbliebenen, nach Kärnten geflüchteten Kontingente wurden nach Ende des Krieges von den Briten an die UdSSR ausgeliefert. Einer möglichen Renaissance des Kosakentums in einem postsowjetischen Kontext schließlich steht K. wohl zu Recht sehr skeptisch gegenüber. Der Band ist mit einem Register, einer Zeittafel sowie mit mehreren (teilweise nur unzulänglich reproduzierten) Illustrationen ausgestattet; er informiert auf souveräne Weise über ein Phänomen der Geschichte, das in den Erinnerungskulturen Osteuropas immer noch stark präsent ist.

Wien

Stefan Simonek

Witold Pilecki: Freiwillig nach Auschwitz. Die geheimen Aufzeichnungen des Häftlings Witold Pilecki. Aus dem Englischen übersetzt von Dagmar Mallett. Orell Füssli. Zürich 2013. 256 S., Ill. ISBN 978-3-280-05511-3. (€ 19,95.) – Die Geschichte des Lagerkomplexes Auschwitz, zu dem das Stammlager Auschwitz, das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau sowie der Zwangsarbeitskomplex Auschwitz-Monowitz gehörten, ist mittlerweile gut erforscht. Dazu tragen auch die vielen mündlich oder schriftlich festgehaltenen Erinnerungen der Überlebenden bei, welche die Geschehnisse im Lager dokumentieren. Auch bei der hier vorzustellenden Publikation handelt es sich um einen solchen Erinnerungsbericht. Er stammt von dem polnischen Offizier Witold Pilecki, der seine Erinnerungen an die Haft in Auschwitz, die den Zeitraum von September 1940 bis April 1943 umfasste, im Sommer 1945 niederschrieb. Gedruckt erschien der Bericht erstmals im Jahre 2012 in einer englischen Übersetzung, nun liegt die deutsche Ausgabe vor. Sie wird von Jarek Garlinski eingeleitet, der den Bericht vom Polnischen ins Englische übersetzt hat. Auf den ersten Blick handelt es sich also nicht um eine außergewöhnliche Quelle, liegen doch derartige Schilderungen mittlerweile in sehr großer Zahl vor, sei es in den Archiven der Gedenkstätten oder in gedruckter Form. Die Besonderheit besteht in der Tat nicht so sehr in dem, was P. beschreibt, sondern in den Umständen seiner Festnahme. Denn er entschied freiwillig, sich in Auschwitz inhaftieren zu lassen.

P. kann als polnischer Patriot und Katholik charakterisiert werden, der sich Zeit seines Lebens für die Unabhängigkeit Polens einsetzte. Geboren 1901 in Olonets, einer Kleinstadt in Karelien nahe der russisch-finnischen Grenze, und aufgewachsen in Wilna schloss sich P. im Ersten Weltkrieg den polnischen Selbstverteidigungseinheiten an, kämpfte dann im Polnisch-Sowjetischen Krieg und trat schließlich der polnischen Armee bei. 1926 demobilisiert, arbeitete er einige Jahre auf dem Bauernhof seiner Familie, um dann im Zweiten Weltkrieg erneut in der polnischen Armee zu dienen. Der Kavallerieoffizier gehörte zudem zu den Mitbegründern der Widerstandsbewegung Geheime Polnische Armee (Tajna Armia Polska) und war Mitglied der Heimatarmee (Armia Krajowa). Es war Teil seiner Widerstandstätigkeit, sich im September 1940 von den Deutschen verhaften und nach Auschwitz verschleppen zu lassen. P.s Ziel war es, Informationen über das Lager, über das zu jenem Zeitpunkt fast nichts bekannt war, zu sammeln und den Widerstand der Insassen zu organisieren. Es gelang ihm tatsächlich, Berichte aus dem Lager zu schmuggeln, welche die polnische Widerstandsbewegung nach London übermittelte. Es waren u.a. seine Berichte, die den Westalliierten als wichtige Informationsquelle über Auschwitz dienten. P. seinerseits hoffte, dass die Alliierten oder die Armia Krajowa dem Gesche-

hen in Auschwitz Einhalt gebieten würden. Als sich diese Hoffnung zerschlug, flüchte er Ende April 1943 aus dem Lager. Er kehrte nach Warschau zurück und war anschließend im Oberkommando der Armia Krajowa sowie in der antikommunistischen Untergrundorganisation Unabhängigkeit (Niepodległość) tätig. Während des Warschauer Aufstandes geriet er in deutsche Kriegsgefangenschaft, aus der er im September 1945 nach Polen zurückkehrte. Zu diesem Zeitpunkt fertigte er den nun erstmals publizierten Erinnerungsbericht an. Zudem betätigte er sich erneut antikommunistisch, sammelte u.a. Informationen über die sowjetische Verfolgung von Polen und ihre Inhaftierung in den Lagern des Gulag. Im Mai 1947 verhaftete ihn die polnische Geheimpolizei, die ihn der Spionage für den Westen und der Vorbereitung von Attentaten bezichtigte. Witold Pilecki wurde zum Tode verurteilt und am 25. Mai 1948 hingerichtet.

Jahrzehntlang durfte in Polen nicht an Pilecki erinnert werden. Erst 1990 wurde er rehabilitiert, und 2009 verlieh ihm die Stadt Warschau posthum die Ehrenbürgerwürde. Eine weitere – späte – Würdigung seines Lebens und seiner Widerstandstätigkeit kann in der Publikation seines Erinnerungsberichts gesehen werden, der in den Vereinigten Staaten zudem den Prose Award for Biography & Autobiography erhielt.

Freiburg

Karin Orth

Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus in Polen und Österreich. Bestandsaufnahme und Entwicklungsperspektiven. Hrsg. von Bogusław Dybaś, Tomasz Kranz, Irmgard Nöbauer und Heidemarie Uhl. Lang, Frankfurt am Main 2013. 346 S., Ill., graph. Darst., Kt., Zus.fass. in poln. Sprache. ISBN 978-3-631-62461-6 (€ 49,95.) – Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis der polnisch-österreichischen Konferenz „Gedenkstätten und Museen in den ehemaligen nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Bestandsaufnahme und Entwicklungsperspektiven“, die im September 2010 im Wissenschaftlichen Zentrum der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wien stattfand. Er versammelt 16 deutschsprachige Beiträge v.a. von Historikern und Museumswissenschaftlern. Sie werden jeweils durch eine Zusammenfassung in polnischer Sprache ergänzt. Von Interesse sind sowohl die interdisziplinäre Herangehensweise der Autoren, die sich ihren jeweiligen Themen aus historischer, soziologischer und museumspädagogischer Sichtweise nähern, als auch die Konzentration auf zwei Länder: Österreich, weil es den Spagat zwischen Erinnerung an die Opfer und Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit als Täter schaffen muss; Polen, weil auf polnischem Territorium jene Orte liegen, deren Namen für immer verbunden sein werden mit den Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die die nationalsozialistischen Besatzer hier begangen haben. Die fundierten Einzelstudien bieten dem Leser einen guten Überblick über die historische Entwicklung sowie die aktuellen Herausforderungen der Museums- und Gedenkstättenarbeit; sie zeigen außerdem auf, mit welchen technischen Möglichkeiten Geschichte heute vor dem Vergessen bewahrt werden kann. Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft über Europa manifestierte sich in einem Gefängnis- und Lagersystem unvorstellbaren Ausmaßes, angesichts dessen die Wahl einiger weniger Lager zur stellvertretenden Darstellung geradezu willkürlich scheint. Den Autoren gelang es dennoch, beispielhaft Lager und Gedenkstättenkonzepte auszuwählen, die sie in diesem unbegreiflichen System verorten: Durch die Fokussierung auf Gedenkstätten von Konzentrationslagern mussten die Autoren neuere Gedenkstättenkonzeptionen wie in Belzec oder geplante wie in Treblinka außer Acht lassen. Dafür enthält der Band detailreiche Analysen zu Auschwitz-Birkenau, Stutthof und Majdanek auf heute polnischem Staatsgebiet sowie zu Mauthausen-Gusen, Ebensee und Schloss Hartheim in Österreich, darüber hinaus auch ergänzende Überblicksdarstellungen zu Gedenkstätten in den nationalsozialistischen Vernichtungslagern sowie zum Zusammenspiel von Gedenkstätten und Erinnerungskultur.

Exemplarisch für die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes sei hier der Aufsatz „Auschwitz – pars pro toto“ von Piotr Cywiński, dem Leiter des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau, genannt, in dem er sich auf die Neuinterpretation des Ortes konzentriert. Auschwitz werde immer häufiger als Symbol für eine viel größere Gesamtheit wahrgenommen, was die Arbeit der Gedenkstätte vor neue Herausforderungen stelle. Dass Zeitzeugen sterben und Europa zusammenwachse, führe anders als angenommen nicht zu einem nachlassenden Interesse an Auschwitz. Besucherzahlen von 180 000 bis 200 000 in einzelnen Sommermonaten führten die Gedenkstätte an die Grenzen ihrer technischen und logistischen Belastbarkeit. Cywiński arbeitet

zwei Fragen heraus, die nachdenklich stimmen. Zum einen beklagt er die Tatsache, dass es weltweit immer wieder zu Völkermorden komme, jedoch die Gerechten unter den Völkern fehlten, „die in der gegenwärtigen Situation in der Lage wären, sich für etwas einzusetzen, um irgendetwas zu verändern. [...] Die Vermittlung über die Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers wird der fundamentalen Bedeutung, mit der wir sie betraut haben, nicht gerecht“ (S. 191). Zum anderen analysiert er die Problematik der sich ausschließlich auf die Opfer konzentrierenden Identifikationsmuster der heutigen Besucher des Museums. Wer besucht heute Orte, an denen vor sieben Jahrzehnten Menschen inhaftiert, gefoltert und ermordet wurden? Warum? Und wie kann ein zukunftsgerichtetes museumspädagogisches Konzept diesen Besuch begleiten? Die Autoren versuchen Antworten auf diese Fragen zu geben und bereichern den Diskurs mit detailreichen, äußerst lesenswerten Einzelstudien.

Stuttgart

Christine Müller

Anna Jakubowska: Der Bund der Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland und Polen (1957-2004). Selbst- und Fremddarstellung eines Vertriebenenverbandes. (Studium zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 25.) Marburg 2012. VII, 239 S. ISBN 978-3-87969-372-6. (€ 34,-)

– Die Forschungsfragen, die Anna Jakubowska in ihrem Werk stellt, ergeben sich aus der öffentlichen Diskussion über die Errichtung eines Zentrums gegen Vertreibungen durch den Bund der Vertriebenen (BdV). Sowohl in Deutschland als auch in Polen mutierte die Diskussion zu einer politischen Debatte, in der hauptsächlich die Massenmedien eine meinungsbildende Rolle spielten. Der Autorin zufolge sind die Medien auch für die Darstellung und die Wahrnehmung des BdV in der Öffentlichkeit verantwortlich. Aus diesem Grund hat sie auch die Probleme der Fremd- und Selbstdarstellung des BdV in der polnischen und deutschen Presse in ihr Werk aufgenommen. J.s Forschungen basieren auf der These, dass die Gestaltung der Wahrnehmung des BdV sowohl in Deutschland als auch in Polen stark von Politikern geprägt ist, insbesondere von den Einstellungen hinsichtlich der deutschen Opfer und der Oder-Neiße-Grenze. Diese Fragen haben J. zufolge das Bestehen des BdV definiert und seine politischen Aktivitäten geprägt. In Anlehnung an die politische Entwicklung des Meinungsaustausches zu diesen Fragen unterscheidet die Vf. drei Entwicklungsphasen der Wahrnehmung vom BdV. Die erste Phase falle in die Jahre 1957-1970, als sich die Innenpolitik der Bundesrepublik mit der Integration der deutschen Vertriebenen und der Festsetzung der Ostgrenze Deutschlands an Oder und Neiße auseinandersetzte. Die zweite Phase datiert J. auf den Zeitraum 1970-1991, als eine Partikularisierung des Diskurses der Vertriebenen in Westdeutschland stattgefunden habe. Die dritte und letzte Phase sieht sie in den Jahren 1990-2004, als sich nach der Wiedervereinigung Deutschlands und nach dem Ende des Kommunismus in Polen die Wahrnehmung des BdV in beiden Ländern geändert habe. Im Kontext der Selbstdarstellung des BdV analysiert J. vor allem die Zeitschrift *Deutscher Ostdienst*, die als offizielles Organ des BdV gilt. Für die Analyse der Wahrnehmung des BdV in Deutschland stützt sich die Vf. auf die größten meinungsbildenden Pressetitel *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Die Zeit* und *Der Spiegel*. Die Rezeption des BdV in Polen untersucht sie anhand zweier Tageszeitungen (*Trybuna Ludu*, *Rzeczpospolita*) und zweier Wochenschriften (*Polityka* und *Tygodnik Powszechny*). Vielleicht hätte die Autorin ihre Quellen um Pressetitel ergänzen sollen, die von einzelnen Vertriebenenverbänden herausgegeben werden, wie die *Sudetendeutsche Zeitung*, das *Ostpreußenblatt* oder *Der Schlesier*. Hätte J. deren Berichterstattung über den BdV ebenfalls analysiert, wäre so ein Bild aus der Perspektive des Vertriebenenmilieus, sozusagen eine Meinung „von innen“, entstanden, die mit dem Bild, das der *Deutsche Ostdienst* zeichnete, hätte verglichen werden können. Insgesamt lässt sich J.s Werk an der Grenze von Medien- und Geschichtswissenschaft verorten, in dessen Mittelpunkt die Wahrnehmung des BdV in der polnischen und der deutschen Presse steht. Die von der Autorin präsentierten Forschungsergebnisse gewähren einen neuen Blickwinkel auf diese Organisation und sind ein guter Ausgangspunkt für deren weitere Erforschung.

Wrocław

Mateusz E. Matuszyk